



CH. THOMAS

Eine Reise um die Welt

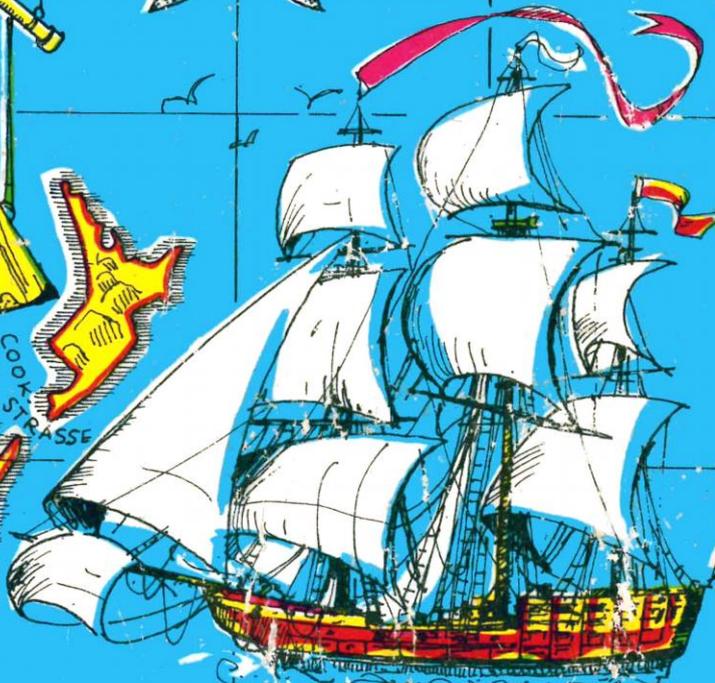
KNABES-JUGENDBÜCHEREI

TAHITI



COOKSTRASSE

NEUSEELAND



K N A B E S J U G E N D B U C H E R E I

Charlotte Thomas — Eine Reise um die Welt



CHARLOTTE THOMAS

Eine Reise um die Welt

Erzählung um Kindheit und Jugend Georg Forsters



GEBR. KNABE VERLAG WEIMAR

1967

Illustrationen und Umschlagentwurf von Hans Wiegandt
GEBRÜDER KNABE VERLAG WEIMAR

Lizenz-Nummer 360 - 500/5/67 - ES 9 D 3 und 4

Satz und Druck: Weimarer Druck- und Verlagsanstalt

3,50

Für Leser von 12 Jahren an

Der Geburtstag

Im Dorf Nassenhuben, im Danziger Werder, lagen die kleinen Bauernhöfe gleichförmig geduckt nebeneinander. Nur das zweistöckige, ziegelgedeckte Pfarrhaus, dessen Vorderfront ein aus leuchtenden Rotsteinen gemauertes Kreuz trug, erhob sich würdevoll über die Strohdächer der niedrigen Katen.

Der Prediger Reinhold Forster saß seit den frühen Morgenstunden in seiner Studierstube vor dem Arbeitstisch, der die Längsseite zwischen den beiden Fenstern füllte. Er las in einem dicken Schweinslederband, unterstrich hin und wieder ein Wort oder schrieb kurze Bemerkungen an den breiten Rand der Seiten.

Nach einer Weile legte er den Schreibstift hin, hob den massigen Kopf, strich mit der Linken das lange, wellige Haar aus der hohen Stirn und sah auf die Kastenuhr an der Wand, in deren eichenem Gehäuse die Gewichte wie ein Paar gleichgewachsene, dicke Gurken herunterbaumelten.

„Gleich elf!“ murmelte er unwillig, „wo nur die Post wieder bleibt!“ Der Prediger lehnte sich im Stuhl zurück. Der hölzerne Sitz mit dem bestickten Kissen knarrte. Die Blicke des Mannes wanderten zum Fenster hinaus auf den menschenleeren, morastigen Fahrweg.

Der Herbststurm schüttelte die braunen Blätter von den alten Ulmen vor dem Haus. Denn die Novembernebel zogen, vom Ostwind getrieben, über das weite Land.



Der Prediger erhob sich, stieß den Stuhl mit dem klobigen, rechten Schuh zurück, griff in den kleinen Holzbehälter mit den Notizzetteln, der neben dem Tintenfaß und der länglichen Schale mit den schneeweißen Gänsefedern auf dem Tisch stand, legte ein Zeichen in das Buch, in dem er gelesen hatte, und klappte es zu. Dann faßte er den Band mit beiden Händen, behutsam, als höbe er ein soeben geschlüpftes Küken aus dem Nest, und schob ihn langsam in eine Lücke im Bücherregal. Dabei glitt sein Blick über die langen Reihen der Buchrücken, die augenscheinlich bunt zusammengewürfelt, in Wirk-

lichkeit aber in strenger Ordnung zwei Wände der geräumigen Stube bis an die Holzgetäfelte Decke hinauf füllten: philosophische und naturwissenschaftliche Werke in lateinischer, griechischer, französischer, englischer und russischer Sprache. Sein Besitzer kannte sie alle. Denn er beherrschte elf Sprachen in Wort und Schrift. War es da ein Wunder, daß ihn sein Predigerberuf nicht ausfüllte, daß er sich nach zusätzlicher Forschertätigkeit, neuer Arbeit bemühte, daß ihm Dorf und Land zu eng wurden? Wie oft hatte er geschrieben, sich beworben. Er wartete Tag um Tag, Jahr um Jahr.

Wieder suchten seine Augen die Uhr.

Da wurde, fast unhörbar, die Tür geöffnet, und eine zaghafte Stimme fragte: „Darf ich hineinkommen? Ich bringe die Zeitung, Herr Vater!“

Der Mann fuhr auf. „Ja! Und sonst nichts?“

„Einen Brief noch, Herr Vater.“

Georg, Forsters ältester Sohn, in derben Wollhosen und kurzem Wams, trat näher und streckte dem Prediger die Hand mit der Zeitung und dem Brief entgegen. Dann setzte sich der Vater wieder an den Schreibtisch, griff zum Federmesser, öffnete den Umschlag, entfaltete das Schreiben und las.

Georg stand währenddessen regungslos und wartete, daß ihm der Vater sein tägliches Arbeitspensum aufgab.

Nach einer Weile sprang der Prediger auf. Seine Augen strahlten. Sein Gesicht hatte sich verjüngt. Aufgeräumt wie selten, drückte er Georg auf den Stuhl. „Denke dir nur – aber nein, lies selber!“ Er reichte dem neunjährigen Jungen den Briefbogen. „Er ist in der Kanzlei sehr leserlich geschrieben worden.“ Dann eilte er aus dem Zimmer, um seiner Frau die Neuigkeit mitzuteilen.

Georg sah mit Verwunderung auf die kyrillischen Buchstaben und übersetzte: „Russisches Konsulat, Gdansk.“ Die Unterschrift aber kannte er: „von Rehbinder!“ Das war der russische Resident, der die Petersburger Regierung in Danzig vertrat. Georg las weiter: „Lieber Freund Forster! Auf meiner

letzten Dienstreise in St. Petersburg erfuhr ich, daß die Zarin Katharina beabsichtigt, einen sprachkundigen Wissenschaftler in die russisch-deutschen Kolonien an der Wolga zu entsenden, um dort Bodenuntersuchungen und kartographische Aufnahmen vorzunehmen. Ich habe Sie namhaft gemacht, meinen Vorschlag entsprechend begründet und darauf die Zusage erhalten. Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß Sie sich im März nächsten Jahres bei der Regierung in St. Petersburg einfinden möchten, um nähere Anweisungen entgegenzunehmen...“

Georg rührte sich nicht, stützte den Kopf in beide Hände und sank in sich zusammen. Er war traurig. Der Herr Vater würde in ein fremdes Land fahren. Was mochte er dort alles sehen und erleben? Sein Wunsch ging in Erfüllung. Der Junge verzog seinen Mund. Aber die Frau Mutter und wir Kinder müssen in unserm kleinen Dorf bleiben. Ich möchte auch einmal weiter fort! Nur bis nach Dirschau, zu den Großeltern, durfte ich. Dort konnte ich spielen, toben, am Wall herumstreichen. Aber hier muß ich immer nur im Haus bleiben: lernen, nochmals lernen, die kleinen Geschwister unterrichten, dem Vater helfen...

Da wurde die Stubentür kräftig aufgestoßen. Der Vater! Hastig richtete sich Georg auf und drehte sich um.

„Hast du den Brief gelesen?“

„Ja, Herr Vater! Ich freue mich für Sie!“ leierte Georg leise herunter, wie etwas Eingelerntes. Er wollte gutmachen, was er soeben unzufrieden und aufrührerisch gedacht hatte.

Der Vater stand breit und wuchtig im Raum. Er hatte gerötete Wangen. Er stemmte seine derben Fäuste in die Seiten und sagte gewichtig: „Ja, das ist etwas! Die erste große Reise! Ein Auftrag, der mir zukommt, auf den ich schon lange gewartet habe.“

„Ja, Herr Vater“, stotterte Georg, „ich werde inzwischen alles tun, was Sie mir auftragen...“

Er wurde mit einem polternden Lachen unterbrochen: „Nichts

wirst du!“ Georg sah den Vater erschrocken an. Doch der lachte wieder laut und dröhnend: „Du kommst nämlich mit!“

Der Junge war so verblüfft, daß ihm die Worte wegblieben. Er lief vor Freude bis an die Haarwurzeln rot an. Dann hüpfte er mit weit aufgerissenem Mund vor seinen Vater, wie ein junger Sperling, der Futter erwartet, schlang seine mageren Arme um die Hüfte des Vaters und barg seinen glühenden Kopf an dessen Brust.

Wenige Wochen später, am 27. November 1764, wurde Georg Forster zehn Jahre alt. Er lag an seinem Geburtstag krank im Bett. Die Pocken, die in der Gegend wüteten, hatten auch ihn nicht verschont.

In der Frühe, als es zu dämmern begann, hörte Georg den Knecht Matthis über den Hof stapfen. Vor seinem Fenster machte der Mann halt, drückte seine breite Nase an der Scheibe platt und sagte laut: „Georg, ich gratuliere auch schön!“

Als der Junge den Kopf hochreckte und mit der Hand dankend winkte, schnitt Matthis eine Grimasse, wackelte mit den Ohren, um Georg zum Lachen zu bringen, und tröstete ihn: „Paß auf, in ein paar Tagen kannst du mir wieder im Stall helfen!“

Bald darauf kam die Mutter ins Zimmer. In ihrem einfachen dunklen Wollkleid wirkte sie noch schmalere und zarter. Die in der Mitte gescheitelten Haare legten sich glatt und streng über die Ohren und umrahmten ihr blasses Gesicht. Am Band der buntgestreiften Schürze klapperte das Schlüsselbund. Sie brachte das Frühstück. Auf dem hellen Holztablett stand hinter der Schüssel mit Roggenmehlsuppe ein Schälchen Backobst. Daneben lagen einige Zuckerplätzchen. Georg strich leicht über die abgearbeitete Hand der Mutter, die einen Kuß auf die Stirn ihres Ältesten hauchte und ihm Gottes Segen für das neue Lebensjahr wünschte.

Und dann saß der Vater an Georgs Bett. Er legte die Hand auf das dunkle volle Haar des Jungen und murmelte ein kurzes Gebet. Danach zog er aus der Rocktasche ein russisches



Lehrbuch und gab es Georg. „Vertreibe dir damit die Zeit! Wiederhole die Grammatik! Denn erst wenn du sie beherrschst, kannst du die russische Sprache wirklich gut!“ Ehe der Junge sich bedanken konnte, polterte der kräftige Mann mit schweren Schritten aus der Krankenstube.

Georg richtete sich ein wenig hoch und schlug das Buch auf. Aber bald tanzten die kyrillischen Buchstaben vor seinen feberglänzenden Augen. Das Buch fiel ihm aus den Händen. Matt sank er in die bunten Federkissen zurück, schloß die Augen und malte sich zum wiederholten Male die Fahrt mit seinem Vater nach Rußland in den prächtigsten Farben aus. Rußland! Die große, weite fremde Welt! Das war natürlich etwas ganz anderes, als wenn man bloß von Nassenhuben nach

Dirschau hinüberfuhr. Und trotzdem, auch das war schon ein erstes großes Erlebnis gewesen, von dem er heute noch zehrte.

Plötzlich verdrängen die Erinnerungen an jene erste Reise alle Zukunftsträume. Der Fiebernde sieht sich, es ist auf den Tag genau zwei Jahre her, stolz neben der Großmutter im Wagen sitzen. Sie hat ihn abgeholt, damit er, der Achtjährige, diesmal seinen Geburtstag bei den Großeltern feiern kann.

Die einspännige Kalesche mit dem hochgeschlagenen Halbverdeck holpert am frühen Nachmittag über den viereckigen Hof des Pfarrhauses. Der schwarze Schäferhund mit dem weißgefleckten Kopf zerrt an der kurzen Kette vor seiner Hütte und jault laut. Die rebhuhnfarbigen Hühner stieben gackernd vom Misthaufen. Der radschlagende Pfau kickst schrill, und sein metallisch glänzendes Gefieder sträubt sich. Die fetten Gänse und Enten watscheln kreischend und quakend auseinander.

Matthis aber steht am Torweg und verbeugt sich, als sie vorbeifahren. Das Trinkgeld von der alten Dame klimpert in der Hosentasche des Knechtes.

Das trübe und naßkalte Wetter hat sich aufgehellt, als der Einspänner das Dorf verläßt und in den Landweg einbiegt.

Der Kutscher in hellem Schafpelz und runder Pelzmütze döst vor sich hin. Die Leine baumelt in seiner Faust. Die Peitsche im Lederhalter an der schmalen Vorderwand wippt hin und her. Der Fuchs setzt ruhig Bein vor Bein.

Die Großmutter sitzt zurückgelehnt im Polster. Sie hält ihr Mittagsnickerchen: die Hände im warmen Muff aus schwarzem Krimmer, den zierlichen, schmalen Kapotthut, nur lose von zwei langen, herunterhängenden Bändern gehalten, in der Stirn.

Georg selbst ist bis auf die Kante des Sitzes vorgerutscht und blickt unentwegt hinaus über das weite, ebene Land und in die kahlen Kronen der Apfelbäume, die den Weg säumen. Es entgeht ihm nichts, er sieht alles: die hoppelnden Hasen, die

auffliegende Schar Rebhühner, die dunklen Saatkrähen auf dem besäten Acker, die hüpfenden Meisen, die oben auf den knorrigen Zweigen nach Raupeneiern suchen.

Als die Großmutter sich dann wieder gerade aufsetzt und mit der Rechten den Hut zurückschiebt, fragt sie: „Habe ich lange geschlafen?“

Georg guckt nur zur Sonne und antwortet: „Fast eine Stunde.“ Die Großmutter lacht. „Du hast aber eine große Uhr.“

„Und die brauche ich nicht einmal aufzuziehen“, gibt der Junge fröhlich zurück.

„Was machst du aber abends und nachts?“

„Da zeigen mir die Sterne die Zeit an.“

„Woher weißt du denn das?“

„Matthis hat es mir erklärt, als wir die Garben auf dem Feld aufstellten. Er ist in seinen jungen Jahren zur See gefahren. Das muß schön sein, das möchte ich auch einmal.“

„Seemann ist ein schwerer Beruf.“

„Ich will ja nicht Matrose werden“, antwortet Georg schnell. „Ich möchte aber andere Länder sehen, fremde Menschen, Tiere und Pflanzen.“

„Mit Pflanzen und Tieren beschäftigst du dich wohl gern?“

„Ja, so wie der Herr Vater.“ Georg erzählt munter drauflos und zeigt, wie er sich schon gut auskennt in der Pflanzenwelt und im Tierreich, so daß die Großmutter ganz verduzt dreinschaut.

Die Sonne färbt den Horizont schon mattrot, als der Wagen durch das Nordtor in Dirschau einfährt. Bald ruft der Kutscher: „Prr!“ Der Fuchs steht vor dem großen Patrizierhaus, das noch aus der Zeit stammt, als die hanseatischen Kaufleute ihre Lastkähne und Wagenzüge in der Stadt mit Getreide und Fellen beluden.

Georg springt mit einem Satz vom Wagen herunter, rennt die vier Stufen hinauf zu dem mit zwei Sitznischen eingerahmten Portal, stemmt mit beiden Händen den eisernen Löwen-



kopf des Türklopfers hoch und läßt ihn wieder herunterfallen!

Es dauert nicht lange, da tritt ein Mädchen mit wuschligem, schwarzem Haar heraus, begrüßt die Frau des Hauses in einem fremdklingenden Deutsch und hilft ihr beim Aussteigen.

„Ist der Herr Amtsrichter zu Hause?“ fragt Großmutter.

„Jawohl!“ ist die Antwort.

Großvater Georg Reinhold Forster erhebt sich aus dem hochlehnigen Stuhl, auf dem er breit und gewichtig vor seinem Schreibsekretär gesessen hat, und tritt langsam auf Großmutter zu. Alles an ihm glänzt: der Kehlkopf, die glattrasierten

Wangen, die Knöpfe an dem dunklen Rock, die schneeweißen Jabots, die silbernen Schnallen an den blitzenden Halbschuhen. Nach einer kurzen, wortlosen Umarmung gewahrt er Georg. Der ist hinter der Großmutter stehengeblieben. Großvater bückt sich sofort, faßt den Jungen, hebt ihn vor sich in die Höhe und betrachtet ihn abschätzend.

„Ja“, erklärt er dann mit seiner Baßstimme, „du wirst ein echter Forster! Die Stirn sagt es mir. Sie steht hoch und gerade und wird nur aufrechte Gedanken beherbergen, so wie es schon bei unserm Ahnen George Forester war.“ Er zieht den Enkel an sich. „Du trägst seinen Namen, eifere ihm nach!“ Ganz verwirrt steht Georg dann wieder auf den weißgescheuerten Die-len.

In dem hohen, holzverkleideten Zimmer ist es kirchenstill. Nur das Feuer im marmorumsäumten Kamin knistert leise. Das von Hitze und Kälte eines Jahrhunderts nachgedunkelte und mit feinen, haardünnen Rissen übersäte Ölgemälde eines bärtigen Mannes mit langem Gesicht, das in einem hellen, bauschig geringelten Kragen endet und von herabfallenden Haaren umgeben ist, scheint zu lächeln, als es der zuckende Feuer-schein einer aufflackernden Flamme trifft.

Großvater Forster weist mit der Rechten auf das Bild: „Das ist er, der Rechtsgelehrte George Forester aus Yorkshire, der, ein treuer Anhänger des Hauses Stuart, nach der Hinrichtung Karls I. England 1649 verließ, weil er sich mit den revolutionären Maßnahmen eines Cromwell nicht einverstanden erklären konnte.“

Georg weiß mit solch feierlicher Rede nicht viel anzufangen und geht mit Großmutter in die Fremdenstube im Dachgeschoß.

Ja, und dann ist der Festtag da: Georgs Geburtstag!

Großvater schenkt ihm eine Mappe mit Abbildungen ausländischer Tiere, Vierfüßler und Vögel, Zeichnungen eines englischen Malers, der die Kolonien bereist hat.

Unter den kleinen Gästen tut sich der zwölfjährige Johann Ka-

lis, das einzige Kind einer benachbarten Kaufmannsfamilie, hervor. Er überfliegt mit kalten, kritischen Augen den Geburtstagstisch, schürzt die schmalen Lippen und fragt sichtlich enttäuscht: „Ist das alles? Mehr gibt es nicht?“ Er rückt die Bildermappe, ohne sie aufzuschlagen, hin und her und forscht: „Was hat sie gekostet?“

Georg schüttelt verwundert den Kopf; er kann sich gar nicht vorstellen, warum Johann nach dem Preis fragt. Geld hat er in seinem Elternhaus kaum zu sehen bekommen. Er versucht, dem Geburtstagsgast die Vorzüge und Schönheiten eines zierlichen, exotischen Vogels klarzumachen. „Sieh, diese Kolibris, das bunte, prachtvoll schillernde Gefieder, ihre gespaltene, lange Zunge und...“

Doch Johann winkt abfällig ab. Er rechnet. „Schätze — fünf Zloty!“

Georg sieht den großen Jungen erstaunt an. Der merkt es und prahlt: „Ja, in Silberstücken kenne ich mich gut aus.“

Wortlos, mit einem traurigen Lächeln, legt das Geburtstagskind seinen Schatz wieder auf den Tisch zurück. Er ist wütend über diesen Protz!

Aber am andern Tag ist Johann wieder da und holt Georg ab. Als sie dann bei Kalis Schokolade trinken, wagt Georg kaum die durchsichtigen, bemalten Porzellanschalen anzufassen. Feines Löffelbiskuit gibt es dazu. Noch nie hat er so etwas Leckeres gegessen. Er wundert sich sehr, daß Johann die Hälfte davon auf seinem Teller liegen läßt, aufspringt und bestimmt: „Jetzt laufen wir ans Flußufer!“

Aber Frau Kalis fährt dazwischen. „Erst mußt du die Schularbeiten machen! Georg kann sich inzwischen eins von deinen Märchenbüchern angucken.“

Johann mault. Aber es nützt ihm nichts. „Morgen schreibt ihr in der Schule eine Lateinarbeit, Johann! Übe noch einmal!“

Mürrisch setzt sich Johann dann an sein Schüler-Schreibpult und holt ein Heft heraus. Er schimpft leise vor sich hin und knallt das aufgeschlagene Buch auf die Schreibplatte.

Dann zeigt er auf einen Schrank und sagt: „Dort findest du Spielsachen!“

Georg aber will das Diarium näher an sich heranziehen. Johann sieht ihn an. „Davon verstehst du doch noch nichts! Sei nur froh!“

Der andere hält seine Hand darauf: „Warte mal! Mensch, du machst aber Fehler!“ stellt er fest und sagt dann so bestimmt: „Wir werden üben!“, daß Johann laut losprustet und sich vor Lachen schüttelt.

„Du tust ja geradeso...“ Doch weiter kommt er nicht, denn Georg hält den Zeigefinger unter ein Wort und belehrt Johann: „Der Akkusativ des Plurals von rex heißt reges! Verbessere das gleich! Und auf der nächsten Zeile muß der Dativ von mare, also maribus stehen! Beide Worte gehören zur dritten Deklination. Es ist doch ganz einfach. Du brauchst dir nur zu merken...“

Da schnellt Johann auf seinem Stuhl herum und starrt den kleinen Lehrer mit weitaufgerissenen Augen an. „Du kannst wirklich Latein! Und besser noch als unser Primus!“ unterbricht er ihn völlig verblüfft und verstört.

Georg aber versteht nicht, warum sein neuer Freund sich darüber so sehr verwundert, und erklärt: „Nimm endlich die Feder! Ich werde dir das diktieren, und dann frage ich dich die Sätze einzeln ab.“

Johann muß die Überlegenheit des anderen anerkennen, obgleich der vier Jahre jünger ist als er. Das ärgert ihn insgeheim. Um die Scharte auszuwetzen, will er ihn auf jeden Fall reinlegen. So kramt er noch ein anderes Heft und das französische Lehrbuch hervor und sagt so obenhin: „Ich habe noch eine Übersetzung zu machen!“

„Gut!“ erwidert Georg, „aber sage es laut. Vielleicht kann ich etwas dabei lernen.“

Jetzt tut sich Johann wichtig. „Die Aussprache ist nicht so einfach wie beim Latein. Wir haben schon in der Sexta mit

Français angefangen.“ Er holpert den ersten Satz herunter und schreibt ihn mühsam nieder.

Der Freund sieht ihm wortlos auf die Finger. Im zweiten Satz stockt Johann. Er weiß die Vokabel für „Hut“ nicht und will im Wörterverzeichnis nachsehen.

„Chapeau!“ spricht der andere ihm vor.

Johann mag wohl denken: Das will gar nichts sagen! Wer weiß, wo er das Wort einmal aufgeschnappt hat. Er taucht die Gänsefeder in das Tintenfaß und schreibt.

„Falsch!“ unterbricht Georg. „Das gesprochene ‚o‘ schreibt sich ‚eau‘!“

Johann nickt, ohne aufzusehen. Er glaubt wohl immer noch an einen Zufall, und um den Jungen endlich zu blamieren, fordert er: „Das Folgende kannst du mir gleich diktieren!“

„Na schön, das geht auch schneller. Ich werde dich dabei gleich korrigieren.“

Johann bekommt einen roten Kopf und beugt sich tief über sein Schreibheft. Als der Abschnitt fertig übersetzt und nachgesehen ist, bedankt er sich: „Thank you!“ Er meint wohl: Englisch verstehe Georg bestimmt nicht.

Doch der erwidert: „I’m glad, to help you!“

Nun gibt es Johann auf. Er übersetzt in Gedanken diese Antwort: Ich helfe dir gern! und seufzt tief: „Junge, deinen Kopf möchte ich haben! Wann hast du das bloß alles gebüffelt?“

„Ich übe zu Hause täglich und arbeite vom frühen Morgen bis zum späten Abend.“

„Arbeiten?“

„Nun ja, wenn ich meine jüngeren Geschwister unterrichtet und meine Aufgaben gut gelöst habe, die mir mein Herr Vater aufgegeben hat, dann ordne ich noch Pflanzen oder zeichne...“

„Weißt du“, unterbricht Johann froh, „du mußt jeden Tag zu uns kommen und mir bei den Schularbeiten helfen.“

„Gern!“ erwidert Georg. „Aber lange werde ich nicht in Dirschau bleiben dürfen.“

Als dann die kleine Pendeluhr auf der Kommode vier silber-

helle Glockentöne erklingen läßt, stellt Johann fest: „Heute ist es zu spät geworden. Es lohnt sich nicht mehr fortzugehen. Aber morgen hole ich dich gleich nach dem Mittagessen ab.“

„Und die Schularbeiten?“

„Machen wir beide beim Lampenlicht, wenn wir draußen nicht mehr spielen können.“

Polternd springen sie am andern Tag die Treppe hinunter. Die Haustür schlägt krachend zu. Georg sieht sich um. Doch niemand schimpft hinter ihnen her.

„In der Nacht hat es tüchtig gefroren. Die Jungen, die am Fluß wohnen, sagten, es wäre schon eine Eisschicht auf dem Wasser“, redet Johann lebhaft auf den Freund ein.

Das ist nicht so überzeugend. „Peut-être“, erwidert er ge-
dehnt.

„Was meinst du?“

„Vielleicht!“

Johann guckt ihn von der Seite an. „Du mit deinem ollen Französisch!“

„Du kannst eine fremde Sprache viel besser lernen, wenn du sie oft sprichst, sagt mein Vater immer zu mir. Er redet abwechselnd mit mir Polnisch, Französisch, Englisch, Lateinisch und...“

„Den ganzen lieben Tag?“ fragt Johann erschrocken.

„Natürlich! Und wenn er etwas fragt, muß ich es manchmal gleich in mehreren Sprachen beantworten.“

Johann spreizt wie zur Abwehr die Finger beider Hände.

„Nein, das wäre nichts für mich! Aber nun komm schneller.“

Sie laufen zur Stadt hinaus, den Weg, der zu den Vorratschuppen und Getreidespeichern neben der Schiffsablage führt. Und dann weiter am Ufer entlang, wo die kahlen Weidenruten stehen und das trockene Schilf im Wind raschelt. Kein Vogel hüpfert darin herum.

Georg bleibt stehen und weist auf das Weidengestrüpp: „Guck mal, ein Riesenwald aus dem Land Liliput.“

Johann fragt verständnislos: „Was ist denn das schon wieder?“

„Ein Märchenland, in dem die Menschen nur daumengroß sind. Gulliver besuchte es auf seinen Reisen und beschrieb es wunderschön. Später war er auch noch bei den Riesen. Es sind spannende Geschichten, die der Engländer Jonathan Swift aufgeschrieben hat. Mein Großvater hat mir das Buch im vorigen Jahr zu Weihnachten geschenkt.“

„Ist es etwa auch englisch gedruckt?“

„Ja.“

„Und das hast du gelesen?“

Georg nickt. „Wenn ich mal ein Wort nicht wußte, habe ich im Wörterbuch nachgeschlagen.“

Johann hört nicht mehr zu. Er rennt auf das Eis und ruft:

„Komm, Georg, wir schlittern!“

„Dürfen wir denn das?“

„Sei kein Frosch!“ muntert Johann den Freund auf, gleitet über den gefrorenen Fluß und wirft dabei die Arme hoch.

Georg zögert noch immer.

„Hier helfen dir keine Vokabeln! Jetzt mußt du deinen Mut beweisen!“

„Die Eisdecke ist noch nicht dick genug“, warnt Georg erneut.

„Angsthase!“ kommt es großspurig zurück. Und noch einmal:

„Angsthase!“

Dem anderen klingt es höhnisch in den Ohren. Er denkt: Bin keiner! Und geht auf das Eis und schlittert langsam und vorsichtig. Dann wagt auch er sich weiter hinaus. Da ist ihm plötzlich, als ob es unter seinen Füßen schwankt. Er hält inne und steht ganz still auf einem Fleck.

„Geh nicht so weit!“ ruft er dem Freund zu. Doch der hört nicht. Er läuft nur noch schneller und weiter vom Ufer weg.

„Mach mir's nach! Mach mir's nach!“ treibt er Georg an und saust davon.

Plötzlich knistert und knackt es! Johann ist eingebrochen! Die Angst kriecht Johann bis an die Kehle und schnürt sie fast zu.

Georg treten die Tränen in die Augen. Er überlegt krampfhaft. Er hat einmal gesehen, wie ein junger Mann ein kleines Mädchen von einer treibenden Eisscholle holte. Der Retter robbte über das Eis bis zur Unglücksstelle. Georg sieht auf seine Kleidung. Die Beinlängen sind schon recht fadenscheinig. Und sein Wams? Was wird die Großmutter sagen, wenn er naß und beschmutzt zurückkommt? Und erst die Frau Mutter in Nassenhuben — wenn die Hose reißt! Der Stoff ist schon dünn, stammt von Vaters alter Hose. Wie hat er sie immer geschont. Sie muß mindestens noch ein Jahr reichen. Und dann soll sie Bruder Carl noch abtragen!

Johanns erneutes weinerliches Hilfesgeschrei reißt Georg aus seinen Überlegungen. Er wirft sich der Länge nach auf das Eis und rutscht vorsichtig vorwärts. Er sieht Johanns angstverzerrtes Gesicht. Schneller schiebt sich der Retter voran. Klatschend patscht er in eine Pfütze. Kaltes Wasser ist über das Eis gespült worden. Es knistert, es schwankt unter ihm. Er beachtet es nicht. Endlich kann er die Hand des anderen fassen. „Zieh dich langsam auf das Eis!“ kommandiert er.

Johann zieht, aber er kommt mit den Beinen nicht hoch. Wenn er mich nun mit hinunterzerzt, geht es Georg durch den Kopf, und er macht sich ganz stark. Aber Johann rutscht erneut ab und fängt wieder an zu jammern: „Halt mich fest!“

Verzweifelt reicht Georg dem Freund beide Hände hin. Endlich gelingt es dem Zitternden und Schlotternden, mit großer Anstrengung bäuchlings auf das Eis zu kommen. Dicht nebeneinander kriechen beide an das rettende Ufer zurück.

Pitschnaß stehen sie dann da und sehen sich an. Für einen kurzen Augenblick. Johann drückt den Kopf tief hinunter. Er schämt sich. Kurz entschlossen greift Georg nach seiner Hand und zieht ihn einfach fort...

„Hilfe! Hilfe!“ schreit Johann. Es klingt jämmerlich. Georg geht es eiskalt durch und durch. Er steht wie angewurzelt, sieht, daß sich Johann noch mit den Armen am Eis halten



kann. Er strampelt mit den Beinen. Und wieder ruft er laut:
„Hilfe! Hilfe!“

Der Kranke spürt plötzlich ein Frösteln. Im Eifer des Nacherlebens ist ihm die warme Decke halb von der Bettstatt heruntergerutscht. Er zieht sie hoch, mummelt sich tief in die Kissen. Ist ja alles längst vorbei, denkt er noch, während ihn die Müdigkeit überfällt. Dirschau — Johannes — der Großvater: der Schlaf löscht alle Bilder aus.

Von Danzig bis Saratow

Es war an einem Morgen im März 1765, noch vor Frühlingsanfang. Die Sonne hatte sich hinter dicke, graue Wolken verkrochen. Naßkalt wehte der Wind aus West.

Der Prediger Reinhold Forster und sein Sohn Georg standen am Krantor in Danzig. Sie trugen feste, lange Mäntel, Pelzmützen und derbe Schuhe. Kisten und Kisten lagen aufgestapelt hinter ihnen, gefüllt mit Kleidern, Wäsche, Büchern, Papier, Karten, Pflanzenpressen, Mappen, Brot und Rauchfleisch.

Vom Glockenturm des gotischen Rathauses der Stadt tönte leises Geläut zu ihnen herüber. Georg drehte sich um und lauschte. Dann schweiften seine Blicke über die emporstrebenden Dachspitzen der schmalen Giebelhäuser hinweg und blieben an dem hohen Turm der alten Oberpfarrkirche zu Sankt Marien hängen. Doch das schrille Tuten eines ausfahrenden Frachters ließ ihn wieder auf das lebhafte Treiben am Kai aufmerksam werden.

Der Junge lehnte sich an eine Kiste und schlug den warmen Mantelkragen hoch. Er fühlte sich nach seiner Krankheit noch gar nicht wohl. Die Mutter hatte ihn nicht mitlassen wollen, doch der Vatter wehrte ihren Einwurf kurz ab: „Georg erholt sich in der frischen Luft auf See besser als zu Hause.“



Matthis stand etwas abseits und trat von einem Bein auf das andere. Seine Schuhe drückten. Auch er war neu eingekleidet worden und begleitete seine Herrschaften als Diener auf der großen Fahrt. Er hielt krampfhaft eine Reisetasche in der Hand und musterte kritisch das Schiff, das am Kai schau-

kelte. Es war ein breiter Zweimaster, ein Lastensegler, der Salz geladen hatte und tief im Wasser lag.

Als sich Forsters in der einzigen Kabine, die das Schiff besaß, eingerichtet hatten und Georg oben auf Deck die Stadt und dann auf der Weichsel den Holm und die ausgedehnten Sandfelder an sich vorüberziehen sah, jauchzte er vor Freude und dachte: Mein Abenteuer beginnt!

Schon nach wenigen Stunden fuhr das Schiff, von der Flut getrieben, durch Weichselmünde und Neufahrwasser, um die Westernplatte herum in die Danziger Bucht und nahm Kurs nach Osten. Bei ruhiger See glitt es langsam vorwärts. Ein leichter Westwind füllte die Segel.

Georg streifte auf dem Deck herum, betrachtete neugierig die blankgescheuerten Planken, die dicke Ankerkette, befühlte die Stränge der Reling, bestaunte die Masttürme, sah hinauf in die klappernden Wanten und hinüber zu den ständig wechselnden Bildern der Küste: dem schmalen Landstreifen der Frischen Nehrung und Königsberg, der alten Hansestadt.

Als die Laubwälder des hochgelegenen Samlandes aufstiegen, kam Matthis. „Junger Herr!“ sagte er, denn so mußte er Georg auf Geheiß des Herrn Predigers von jetzt ab nennen, „Sie möchten zum Essen kommen!“

Der Gerufene folgte sofort und wortlos, denn auch er hatte Anweisung, in Gegenwart anderer Leute jede Vertraulichkeit Matthis gegenüber zu unterlassen.

Am kleinen Tisch in der Kajüte vor der Schüssel mit dicken Bohnen bemerkte Georg: „Wir sind jetzt auf der Höhe des Bernsteinlandes.“

„Hier standen einst die vorweltlichen Kiefern, die, von Stürmen umgebrochen, mit ihrem ausfließenden Harz Insekten, Blüten und Blätter einschlossen“, antwortete der Vater.

Doch Georg ging heute nicht auf ein Gespräch ein. Als er seinen Teller abgegessen hatte, fragte er: „Darf ich wieder gehen?“ Und als der Vater ruhig seinen Löffel zum Munde

führte, drängte er: „Ich möchte noch den Leuchtturm von Brüsterort und die Dünen der Kurischen Nehrung sehen.“

Der Vater blickte dem Sohn ins Gesicht, das schon nicht mehr so wächsern aussah, doch nach der überstandenen Krankheit auf Lebenszeit durch viele Pockennarben gekennzeichnet bleiben sollte, und nickte gedankenverloren.

Am dritten Tag, als sich der Segler zwischen der Insel Gotland und dem Rigaer Meerbusen befand, drehte sich der Wind nach Nord, ein Schneesturm setzte ein, die Segel mußten gerefft werden, und das Schiff stampfte und schlingerte.

Georg wurde von der Seekrankheit gepackt. Das schmale, an der Wand befestigte Bett hielt ihn fest, und als er wieder aufstehen konnte, segelte der Frachter langsam in den Anknüpfungshafen ein. Da es schon dunkel wurde, blieben Forsters die Nacht über noch an Bord, um sich erst am nächsten Morgen in die Stadt rudern zu lassen.

Reinhold Forster wies Matthis an, das Gepäck nachzubringen. „Wir wollen weiter mit dem Boot fahren?“ fragte Georg, „warum nicht mit dem Wagen?“

„Wir kommen schneller in die Nähe des Gasthofes, den uns Herr von Reh binder empfohlen hat“, erklärte der Vater. „Petersburg liegt doch zwischen der Newa und ihren drei Mündungsarmen.“

„Auf Inseln?“

„Mit Ausnahme des Südteiles, ja!“

„Da hat sich aber Peter I. keinen schönen Flecken ausgesucht, als er vor sechzig Jahren anfang, die Stadt zu bauen.“

„Es sollte zuerst auch nur eine Festung gegen Schweden werden. Aber dann hat der Zar gleich daneben weiterbauen lassen, und zwar, weil das Gelände so sumpfig gewesen ist, auf Pfahlrosten. Also schien Peter I. den Ort doch gut gewählt zu haben. Warum wohl? Denke mal nach!“

„Die Lage an der Ostsee — der Handel!“ kam es prompt aus Georgs Mund. Der Vater nickte.

Am dritten Tag nach ihrer Ankunft fuhren Forsters in Rich-

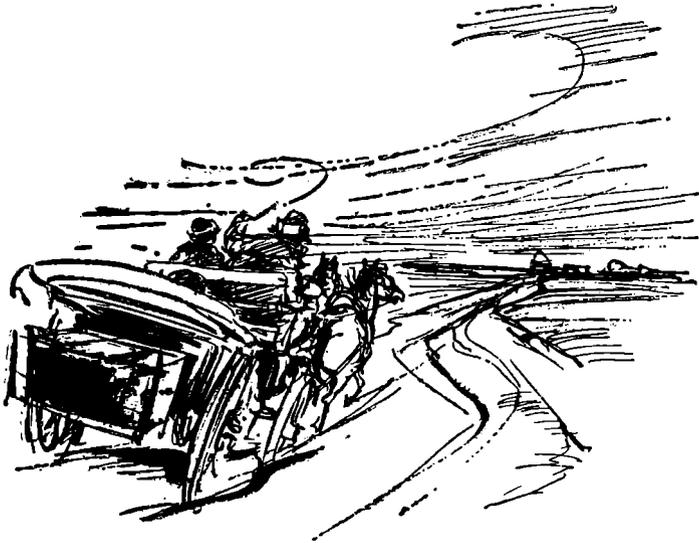
tung Nishni-Nowgorod weiter. Georg fühlte sich wieder wohler, als er mit dem Vater in der bequemen Kalesche saß. Sie hatten beide viel Platz, denn das Verdeck und die Vorder Sitze waren heruntergeklappt. Das Gepäck lag hinten in einem großen Kasten verstaut, und Matthis saß vorn neben dem Kutscher.

Georg war es, als führe er durch heimatliche Fluren: Grü nende Wintersaat sprießte aus der schwarzen Erde; Männer, die grobe Leinentücher über die Schulter geknüpft hatten, säten mit weitausholenden Armbewegungen das Sommergetreide; Pferdegespanne mit Eggen zogen schnurgerade Linien; in der Ferne auf den Wiesen weideten buntgescheckte Viehherden.

Der Junge mußte zurückdenken und sah: Nassenhuben! Das reife Kornfeld! Es kam ihm vor, als hörte er das Dengeln der Sensen. Es klang einem singenden Weckruf gleich über das Heimatdorf. Fein abgestimmt mit dem Geläut der Kirchenglocken, die aufmunternd riefen: An die Arbeit! Da war der Vater in Langstiefeln und aufgekrempelten Hemdsärmeln und mähte den Hafer. Georg und Matthis setzten die Garben auf. Als der Vater einen Schwaden heruntergemäht hatte und mit dem Wetzstein die Sense schärfte, pfiff er vor sich hin. Und damals war es auch, als der Vater den Spruch aus dem Buch von Johann Fischart „Das glückhafte Schiff von Zürich“ auf sagte:

„Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel,
sie führen über Strom und Hügel.“

Hoppla, der Wagen holperte über eine Unebenheit des Bodens, hob Georg unsanft von seinem Sitz und ließ ihn wieder zurückfallen. Der Junge guckte wieder links und rechts des Fahrweges. Doch nach einer Weile des Umherschauens spürte er, wie es ihm vor den Augen zu flimmern begann. Er wischte mit der Hand über die Stirn. Es blieb. Die Unendlichkeit irritierte ihn. Die Weite machte ihn müde. Es war nichts da, die



Augen ausruhen zu lassen. Kein Haus, kein Baum. Selbst die kahle Landstraße erschien ihm wie wegelos. Wissen die kleinen, flinken Pferde überhaupt, wohin sie traben sollen? Weiß der bärtige Kutscher, wohin er lenken soll?

Es war Georgs erstes Verwundern in einem großen, fremden Land. Doch es war erst der Anfang. Es kamen dann die Dörfer mit den dürftigen Katen, den prunkvollen Schlössern der Adligen, der dicke dienernde Wirt in der rauchigen Schankstube der Poststelle, die breiten, bissigen Tierchen in der nächtlichen Schlafkammer.

Doch am andern Morgen saß Georg wieder erwartungsvoll in der Kalesche. Durch die sandigen und unwegsamen Landstraßen kam der Wagen nur mühsam vorwärts. Vater und Sohn stiegen aus, liefen nebenher und sammelten an den Feldrainen Frühlingsblumen, Pflanzen und Kräuter. Auch als sie durch morastige Waldwege fuhren, streiften die beiden Forsters durch Gebüsch, Dickicht und hohe Gräser. Georg rief zum wiederholten Male aus: „Herr Vater, wie ist das hier schön!

Könnten doch die Frau Mutter und die Geschwister bei uns sein!“

Am fünften Tag trafen die Reisenden in Nishni ein. Sie hatten tausend Werst* zurückgelegt.

Der Gouverneur stellte dem Beauftragten der Regierung einen kleinen Segler zur Verfügung, wie er zu Besichtigungsfahrten benutzt wurde. Matthis rümpfte die Nase. Er dachte an die schmucken Schiffe, auf welchen er ehemals die See befahren hatte, und seufzte im Innern: Wäre ich nur in Nassenhuben geblieben und hätte mich in meinem Alter nicht noch einmal auf solch eine Fahrt eingelassen! Laut sagte er: „Auf dieser Schaukel sollen wir die Reise bis Saratow machen?“ und musterte geringschätzig die Takelage.

Nachdem er aber mit dem Steuermann, einem alten Seebären, einige aufmunternde Worte gewechselt und auch gehört hatte, daß der Koch auf dem Schiff vorzügliche Gerichte zaubere, schmunzelte er und brummte: „Hm, dann werden wir es hier wohl doch aushalten!“

Reinhold Forster war auch zufrieden. Das Schiff eignete sich vortrefflich für seine Pläne. Hatte er doch vor, so oft als möglich an Land zu gehen und schon unterwegs Exkursionen auf eigene Faust zu unternehmen.

Nur Georg blickte furchtsam über die weite, ziehende Wasserfläche. Einer der Matrosen sah es und tröstete ihn: „Brauchen keine Angst zu haben, junger Herr, unser Mütterchen Wolga hat Winter und Frühjahr gut überstanden, ist nur wenig angeschwollen und liegt ruhig in ihrem Bett, das ständig breiter wird. Von einer Werst hier bis zu acht Werst kurz vor der Mündung.“

„Och“, staunte der Junge und ließ sich nur zu gern gut zu reden.

„Ja“, erklärte der Matrose weiter, „es ist unser mächtigster, schönster und bester Strom. Er trennt Völkerschaften, Berge

* 1 Werst = 1066,78 m.



und Täler, Wälder und Weiden voneinander und nährt alle Menschen, die bei ihm wohnen und zu ihm kommen!“

Georg wollte noch Fragen stellen. Doch der Steuermann rief. Das Segel wurde gesetzt. Die Fahrt begann. Zuerst nach Osten. Dann im rechten Winkel nach Süden. Ständig von den steil aufsteigenden Höhen am rechten Ufer und Feldern, Wiesen und Steppen am linken begleitet.

Georg ging kaum von Deck. Er bestaunte die Urwaldriesen, die, zu Flößen zusammengekoppelt und von Männern mit langen Stangen laviert, abwärts zogen. Der Junge rief den Flößern, die sie überholten, fröhliche Grüße zu, die winkend erwidert wurden. Nur die Treidler, die auf den ausgetretenen Pfaden längs des Flusses an langen Seilen voll beladene Kähne stromauf zogen, gingen mit gesenkten Köpfen, wie Pferde oder Ochsen vor einer schweren Last. Gleich schattenhaften Schemen aus der Unterwelt schlichen sie gebückt dahin. Das unheimliche Gefühl, das Georg überkam, verstärkte sich durch den eintönigen, taktmäßigen Gesang, der gleichmäßig dahinplätscherte wie die Wellen der Wolga. Zu verstehen war kein Wort. Welches Geheimnis mochte hinter diesen Männern und ihrem Land stehen? Brennend gern hätte der Junge eine Antwort auf diese Frage gewußt.

Da er mit dem Steuermann schon vom ersten Händedruck an gut Freund war, fragte er ihn nach dem Text. Der Alte nickte, den Blick weiter über das Steuerrad in die Ferne gerichtet, sprach er langsam die Worte des Liedes, die Georg übersetzte:

„Unaufhaltsam rauschen die Fluten zum Meer.
Stromaufwärts treideln wir das Schiff in den Hafen.
Lang sind die Tage im Sonnenbrand und kalt die Nächte
am verloschenen Feuer, ohne Rast und Ruhe.
Die Arbeit ist schwer, und der Weg ist weit.
Die Seile drücken, die Rücken schmerzen.
Hunger und Durst sind unsere Begleiter
und die Flüche der Aufseher.

Doch du kannst allein die Lasten nicht tragen,
Mütterchen Wolga. Wir helfen dir.
Du gibst uns Kraft und Mut zum Hoffen,
denn niemand und nichts vermag dich aufzuhalten.“

Bei den Deutschen an der Wolga

Ein Planwagen, gezogen von zwei Panjepferdchen, rumpelte auf den Hof des Dorfschulzen Hellmann und hielt vor dem Holzhaus an, dessen Bretterwände noch funkelnagelneu in der Sonne leuchteten. Ein Mann im Schafpelz und in langen Stiefeln sprang schwerfällig auf die Erde, nachdem er die Leine am Haken der Seitenwand, an welcher der jetzt hochgeklappte Lederschurz befestigt war, verknötet hatte. Er ging in das Gebäude.

„He! Schulze!“ rief er laut.

Eine Stimme aus dem gegenüberliegenden Stall fragte: „Was ist?“

Der Fremde grüßte „Sdrasstwujtje!“ und sagte in gebrochenem Deutsch: „Ich habe den Kochkessel und die Stränge mitgebracht. Und dann noch eine Neuigkeit!“

Hellmann nötigte den Händler in das Haus. Am Tisch zog der Russe eine Flasche Wodka aus der Rocktasche, bot sie dem Deutschen, trank selber und erzählte: „In Saratow ist einer von der Regierung angekommen! Er wohnt beim Gouverneur! Es wird gesagt, er solle euch Siedler kontrollieren!“

Der Dorfschulze verzog den Mund und dachte: Der will uns bestimmt wieder neue Aufgaben aufhalsen, und meinte trocken: „Lassen Sie ihn nur kommen!“

Am Tag darauf fuhren Forsters mit einer Kalesche vor. Matthis war vorerst in einem Gasthof in Saratow geblieben.

Hellmann ging Reinhold Forster mit finsterer Miene entgegen, sah dann aber verwundert auf Georg, der jetzt eben-



falls vom Wagen kletterte. Sein Erstaunen wuchs noch, als er im unverfälschten Deutsch und offensichtlich mit Freude begrüßt wurde. Er konnte vor Überraschung die Fragen nach seinem und der anderen Siedler Ergehen kaum beantworten. Schließlich fand er sich so weit wieder, daß er sich erkundigen konnte: „Kommen Sie tatsächlich aus Petersburg?“

Reinhold Forster lachte. „So, so, ich bin schon angemeldet! Die Nachrichtenübermittlung scheint selbst in der Wolgasteppe zu funktionieren.“ Doch dann wurde er ernst. „Vor allem eine Klarstellung, Herr Hellmann: Ich komme als Beauftragter der Regierung, aber ich bin ein deutscher Prediger und Wissenschaftler. Ich habe in der Umgebung des Gouverneurs schon gehört, daß man die Zusicherung der Kaiserin über die Steuerfreiheit gebrochen hat. Ich werde dagegen scharfen Protest einlegen!“

Der Schulze nickte, unterdrückte die Bemerkung: Hoffentlich gelingt es Ihnen! Er wies nach der Haustür: „Bitte, treten Sie näher!“

Reinhold Forster sah sich nach Georg um. Der stand neben

den Pferden, im Gespräch mit einem etwa zwölfjährigen Jungen.

„Mein Sohn Willi!“ erklärte Hellmann, der dem Blick des Besuchers gefolgt war. Die beiden Männer gingen ins Haus.

Georg zog seinen Mantel aus und warf ihn nebst der Mütze in den Wagensitz. Dann lief er willig und neugierig neben dem Jungen her. Er wunderte sich zwar, daß Willi darauf bestand, ihn gleich herumführen zu wollen, und voller Stolz sagte: „Du wirst staunen, was wir alles haben und wie schön es bei uns ist!“

Im Stall standen zwei Kühe und ein Jungochse. Von der anderen Seite her quietschten Schweine. „Unsere beiden Pferde sind beim Pflügen auf dem Feld“, erzählte Willi, „es sind zwei starke Braune.“

Georg sah sich um. „Alles aus Holz gebaut! Wird das nicht im Winter zu kalt für die Tiere?“

„Für die Tiere?“ Langezogen wiederholte Willi die Worte, um dann resolut „Nö!“ zu antworten. „Die sind das Wetter hier gewöhnt. Die Kirgisen, die Nomaden sind, ziehen Sommer und Winter mit ihren Schafen herum.“

Georg dachte an die dicken Lehmwände zu Hause im Predigerhaus und fragte wieder: „Aber ihr — wie übersteht ihr die Kälte?“

Doch Willi winkte nur ab und antwortete: „Komm mit!“

Gleich darauf standen sie vor einer Erderhöhung, breiter als der Schuppen daneben. Eine schmale Treppe führte hinunter zu einer niedrigen Tür.

„Ein Iglu!“ entfuhr es Georg.

„Ein was?“ Willi guckt verwundert den Besucher an.

„Solche Hütten bauen sich die Eskimos. Aber dort aus Schnee und Eis.“

„Eisfenster haben wir im Winter ebenfalls drin. Und einen Ofen. Es ist wohl ein bißchen rauchig, aber schön warm.“ Willi sprang voraus, die Treppe hinab und öffnete die Tür. Die Jungen mußten sich beim Eintritt in den halbdunklen Raum bük-

ken. Kühle schlug ihnen entgegen und der Geruch von Kartoffeln und Pökelfleisch. „Im Herbst bauen wir uns einen besonderen Keller“, sagte Willi, als er merkte, wie Georg schnupperte.

Als die beiden Jungen wieder in der Frühlingssonne standen, fragte Georg: „Wo seid ihr eigentlich hergekommen?“

„Wir in unserm Dorf Friedenthal sind Rheinländer, von der holländischen Grenze. Es sind aber auch Württemberger und Badenser hier.“

„Warum habt ihr eure deutsche Heimat verlassen?“

Willi tat sich jetzt wichtig. Er gab wieder, was er von den Großen aufgeschnappt hatte. „Weil wir dort arm waren und nichts besaßen. Weder Acker, Vieh, Haus und Hof. Und nur für den Gutsherrn schufteten mußten.“

„Aber wie seid ihr gerade auf Rußland gekommen?“

Willi stand breitbeinig und mit ernster Miene vor Georg. Seine langen Arme schlenkerten hin und her. Was der Kleine alles wissen will, dachte er. Glaubt er vielleicht, ich spinne? Kurz antwortete er: „Ganz einfach! Werber gingen herum!“ Doch Georg ließ nicht locker. „Und weiter? Von wem denn?“ Er guckte zu dem Großen auf. Sein Mund war halbgeöffnet.

„Sie waren geschickt von der Zarin Katharina, einer geborenen deutschen Prinzessin. Sie erzählten von der fruchtbaren Erde, dem vielen Vieh, den schönen Dörfern. Ganz umsonst wollte man uns dorthin bringen und Vieh, Saatgetreide und Ackergeräte geben und uns mit Geld unterstützen, bis wir selber ernten würden. Außerdem brauchten die jungen Bur-schen nicht Soldat zu werden. Das klang alles wie ein Märchen!“ Der Junge atmete tief und guckte nach dem Himmel. Hellblau und klar leuchtete das weite All.

„Weiter!“ drängte Georg und trat von einem Bein auf das andere.

„Und da unterschrieben viele so eine Art Kontrakt und erhielten sofort einen Vorschuß und machten sich auf den Weg nach Lübeck. Die einen zu Fuß, das Notwendigste auf einem

Handwagen verpackt, die andern auf holländischen Schiffen. Im Februar vor zwei Jahren sind wir von zu Hause fort. Wir mußten in Lübeck auf ein russisches Schiff warten, dann in Petersburg, in Saratow. Überall warten. Es war Spätherbst, als wir auf Leiterwagen ankamen, hier in der Steppe, von Kosaken geführt. Weit und breit war kein Haus, waren keine Bauern! Nur ganz in der Ferne, am Horizont, sahen wir am Abend die Lagerfeuer der Kirgisen.“

Willi zog mehrmals die Nase hoch und fuhr sich dann über die Augen, als er sich erinnerte, wie damals die Kinder und Mütter um die Wette weinten, die Männer fluchten und den Kosakenleutnant umringten und ihn baten, sie wieder zurückzubringen. Nur fort aus der Einöde! Fort aus der Fremde!

Georg fragte weiter: „Wo waren dann die Häuser, die Gehöfte, die sie euch versprochen hatten? Wo die Rinder, die Schafe?“

„Die Männer bedrängten die Anführer, sie fragten dasselbe! Sie schimpften: ‚Sollen wir hier Steppengras fressen?‘“

„Und wie verhielten sich da die Kosaken?“

„Sie verstanden ja nichts. Sie lachten gutmütig über die aufgebraachten Menschen und bildeten dann auf ein Kommando ihres Anführers einen Kreis um sie. Der Leutnant erklärte, die Handwerker hätten mit dem Bauen längst beginnen sollen. Und sie würden bestimmt auch bald anfangen. Vielleicht sogar noch vor dem Winter.“

Georg kam das alles vor wie eine spannende Geschichte. Doch jetzt guckte er wieder ungläubig. Das kann doch nicht wahr sein! durchfuhr es ihn.

Willi bemerkte es, nickte mehrmals und beteuerte: „Du kannst es ruhig glauben! Es war so! Einer der Männer schrie dem Kosaken höhnisch entgegen: ‚Vielleicht!‘ Es war der Hannes Holberg. ‚Und wenn die Handwerker erst im Frühjahr kommen, dann brauchen wir keine Häuser mehr! Da sind wir alle längst erfroren!‘“

Willi hielt inne und spuckte wie ein Erwachsener auf den Boden, ehe er weitersprach: „Der Leutnant aber meinte verächt-

lich: „Scheißkerl! Wärst lieber in Windeln liegegeblieben und erst gar nicht groß geworden, wenn du Angst vor dem Leben hast! Wir werden euch morgen zeigen, wie man hierzulande Winterhäuser baut!“ Da schwiegen die andern betroffen und blickten verlegen auf ihre schwieligen Arbeitshände, und als einer mit einer Handvoll Erde kam und sie herumzeigte, da erkannten sie, daß sie in dieser Beziehung nicht betrogen worden waren.“

„Und wie verbrachtet ihr den ersten Winter?“

„Wir bauten uns Erdhütten und bekamen auch Schlachtvieh und Körner und kauften von russischen Bauern, die weiter weg wohnten, Felle und warme Kleidungsstücke.“

„Und im Frühjahr?“

„Da kamen wirklich die Zimmerleute auf Wagen mit Brettern und Balken. Da brachten Fuhrleute Pflüge, Eggen, Roggen, Weizen, Hafer, Sonnenblumenkerne und Treiber das Vieh.“

„Dann war im Sommer alles in Ordnung?“

„Ja!“ Der Junge lachte und strahlte über das ganze Gesicht. Seine Stimme klang hell und voller Stolz. „Die Ernte war gut, sagte der Vater. Das Vieh gedieh prächtig, meinte die Mutter. Vor Weihnachten kam einer vom Gouvernement, beglückwünschte uns und ließ einen Zettel zurück, darauf stand geschrieben, was wir vom 1. Januar dieses Jahres an Steuern bezahlen müssen.“ Das Gesicht Willis verfinsterte sich zusehends. „Mein Vater beschwerte sich. Er bekam keine Antwort. Wir bezahlten alle nichts. Da ritten Kosaken ins Dorf und holten fort, was uns die Zarin zugesichert hatte und uns rechtmäßig gehörte.“

Die beiden Jungen waren durch das Hoftor auf die Landstraße gegangen. Georg schaute sich um. Die Gehöfte glichen sich wie ein Ei dem andern. Und Willi redete weiter auf ihn ein und erzählte von dem jungen Wolfshund, den er sich bei einem russischen Bauern bestellt hätte und bald bekäme.

Als Mutter Hellmann die Kinder zum Frühstück rufen wollte, waren sie weitab vom Hof, draußen auf der Wiese am Bach.

Die beiden Männer saßen in der Wohnküche, aßen Brot und Speck und tranken Wodka dazu. Auch sie hatten ein langes Gespräch geführt, und Hellmann sagte nach einer Weile: „Mancher von uns dachte sich die Sache leichter, Herr Forster, abenteuerlicher. Sie waren ja nicht alle Bauern. Da die Kommissare den Auswanderern gesagt hatten, sie könnten jederzeit wieder zurück in die Heimat, machten sie Gebrauch davon. Die Grenzwachen aber ließen niemanden hindurch und brachten die Deutschen zurück — in ein Gefängnis. Andere flohen in die entgegengesetzte Richtung durch die Wüste, immer weiter, bis sie schließlich bei einem Scheich als Sklaven enden werden.“

Der Dorfschulze machte eine Pause, spielte mit seinem Messer und fügte ernst hinzu: „Es ist vielleicht nicht schade um diese Menschen, die vor der Arbeit davonliefen.“

Als die Jungen zum Mittagessen auf den Hof zurückkamen, trug Georg einen großen Strauß Wiesenblumen und Gräser in der Hand.

„Willst du deine Blumen ins Wasser stellen?“ fragte Frau Hellmann freundlich. Doch Willi erklärte eifrig: „Georg will die Pflanzen trocknen, bestimmen und ins Herba..., Herba...“ Weiter kam er nicht. Hilfesuchend sah er Georg an, und der ergänzte: „... ins Herbarium, in eine Pflanzenmappe, einordnen.“

„Das wirst du bald erledigen können, Georg“, sagte Reinhold Forster gutgelaunt, „ich lasse Matthis noch heute abholen, und er muß das nötigste Gepäck mitbringen. Herr Hellmann besteht darauf, daß wir für die nächste Zeit bei ihm wohnen sollen. Wir werden dann von hier aus die anderen Gemeinden besuchen. Und denke mal, Junge, das Vermessen sparen wir auch. Jeder Schulze kennt die Größe der Ländereien, die zu seinem Dorf gehören. So können wir uns auf die Bodenuntersuchungen beschränken.“

Georg war vor Stolz rot angelaufen, weil ihn der Vater so selbstverständlich in die bevorstehende Arbeit mit einbezog,

und damit die Hellmanns nicht denken sollten, es sei dem Vater nicht ernst damit, antwortete er sachlich: „In der Bachniederung fand ich in der Tiefe von einem Fuß Tschernosem, also reine humusreiche Schwarzerde. So wird es, nehme ich an, überall sein.“

Vater Forster fühlte sich durch die bewundernden Blicke, die den kleinen Gelehrten trafen, geschmeichelt. Er legte die Hand auf den Kopf seines Sprößlings und erwiderte: „Schön, Georg, wir werden morgen weiter sehen.“

Die Sommermonate bei den Deutschen an der Wolga verliefen für die beiden Forsters wie ein schöner Urlaub. Der Prediger und sein Sohn waren überall gern gesehene Gäste, selbst in den Hütten finnischer Bauern, die sich in der Gegend seßhaft machten.

Bei den Kirgisen am Eltonsee

Im Monat August brannte die Sonne sengendheiß auf das niedrige Steppengras. Ein leiser Wind bewegte zart die hohen Rohrgräser und fuhr sacht durch die gegliederten Zweige des buschartigen Saksauls, des Salzstrauches. Eine Saiga-Antilope in ihrem gleichmäßig sandigen, graugelben Haarkleid äste mit ihren zwei Jungen an den Salzkräutern.

Vater Forster und Georg unternahmen eine Fahrt nach dem Eltonsee. Sie ließen sich Zeit, denn auch die Nächte waren warm und ermöglichten ein Übernachten im Freien. Schon am Nachmittag des zweiten Tages stießen sie auf eine kleine Horde Kirgisen, deren Schafe, Ziegen und Rinder hier weideten.

Kaum hatten die Reisenden die Herde erblickt, waren sie schon von kleinen, schnellen Pferden umringt, auf denen mittelgroße Männer in langen, wehenden Wollröcken und hohen Lederstiefeln saßen und dünne Lanzen schwangen oder



ihre runden Fellkappen vom Kopf nahmen und hochhielten. Im ersten Augenblick überlief es Georg eiskalt. Als er aber die lachenden, vollbartumrahmten Gesichter näher ansah, deren gelblichbraune Hautfarbe sich jetzt kaum von ihren eigenen sonnenverbrannten Gesichtern unterschied, wich die Angst der Neugierde.

Ein älterer Mann, augenscheinlich der Anführer der Horde,

begrüßte Reinhold Forster und legte dabei die Rechte auf die Brust. Georg blickte gespannt auf den Vater und war nicht wenig erstaunt, als der den Gruß in der gleichen Sprache freundlich erwiderte. Doch auch der Chan der Kirgisen schüttelte verwundert den Kopf, so daß ihm die grauen Haarsträhnen ins Gesicht fielen. Dann aber umarmte er vor Freude den Europäer und lud ihn wortreich ein, sein Gast zu sein. Er gab einem seiner Leute Anweisung, den Wagen zu begleiten, wendete sein Pferd und jagte davon.

Georg drückte seine Überraschung aus und sah zu seinem Vater auf: „Sie können auch die Sprache der Nomaden, Herr Vater?“

Reinhold Forster lächelte ein wenig. „Es ist Türkisch, mein Sohn, die Muttersprache der Kirgisen. Mit den mongolischen Kalmücken auf dem jenseitigen Wolgaufer dürfte es nicht so einfach sein. Aber ich brenne darauf, mich mit unseren Gastgebern über ihre Lebensgewohnheiten zu unterhalten.“

Es dauerte nicht lange, tauchten die Kibitken, die kreisrunden Zelte der Kirgisen, auf. Vor dem größeren von ihnen mußte Matthis halten. Der Chan erschien. Er trug einen langen, hellen Rock, hatte den Gürtel mit der derben Lederpeitsche abgelegt und war barhäuptig. Er half seinen Gästen beim Aussteigen und bat sie dann, sich auf dem Teppich, der vor die Hütte gelegt worden war, niederzulassen.

Georg wartete, bis die Männer saßen. Dann machte er es ihnen nach, die Beine unter dem Körper gekreuzt. Der Chan klatschte in die Hände. Eine verschleierte Frau erschien. Sie brachte eine Kanne mit Stutenmilch und drei Schalen, goß ein und reichte den Trank zuerst den Besuchern, dann dem Kirgisen. Schweigend wurde getrunken. Als Georg seine Schale geleert hatte, fragte er den Vater, ob er aufstehen und sich umschauen dürfte.

Reinhold Forster wechselte mit dem Chan einige Worte. Dann sagte er: „Du kannst gehen! Aber sowie es anfängt zu dunkeln, komme wieder!“

Georg sah zuerst nach dem Wagen. Die Pferde waren gespannt. Matthis saß auf den Stangenbalken, an denen die Ortschaften hingen, und trank ebenfalls Milch. Er wischte sich gerade mit dem Handrücken über den Schnauzbart. „Wenn man Durst hat, dann schmeckt sogar Pferdemilch“, meinte er. Georg lachte. „Danziger Goldwasser wäre dir wohl lieber, was?“

Matthis kniff die Lippen zusammen. „Georg, erinnere mich bloß nicht daran, sonst wird mein Heimweh noch größer.“ „Heimweh!“ brüstete sich Georg, „haben kleine Kinder! Hier gibt es doch jeden Tag Neues zu sehen, zu erleben.“ „Mir langt's!“ brummte Matthis.

Georg hörte es nicht mehr. Er war schon weitergegangen. Kinder liefen ihm nach. In einem gewissen Abstand blieben sie stehen, wenn er es tat. Bis Georg schließlich einen größeren Jungen zu sich heranwinkte und ihn auf russisch bat, er möchte mitkommen. Doch er bekam nur ein Achselzucken zur Antwort. Da drückte er seinen Wunsch durch Zeichensprache aus. Das verstand der junge Kirgise. Beide schlenderten durch das Lager der Gemeinde, den Aul, zu dem einhundertfünfzig Mann und dreißig Zelte gehörten, was Georg nach und nach von seinem Begleiter herausbekam.

Vor den Zelten saßen Frauen, sie spannen und webten oder hatten breite Bretter vor sich, auf denen sie angefeuchtete Schafwolle oder Ziegenhaar zusammenkneteten, drückten und klopfen und auf diese Weise Filze herstellten. Kleine nackte Kinder krochen und liefen herum, spielten mit Ziegen und Hunden.

Auf einem freien Platz loderte ein Feuer. Über den züngelnden Flammen hingen an Spießen ein ganzes Rind und mehrere Schafe. Einige Männer bemühten sich darum, sie drehten die Spieße, legten dürres Gras und getrockneten Mist nach. Der dampfende Bratendunst, würzig und wohlriechend, vermischte sich mit den aufsteigenden Funken und dem grauen Qualm des Brandes.

Reiter trabten durch das Lager, Rufe ertönten, Pfiffe und Peitschengeknall durchschnitten die rauchige Luft. Der junge Kirgise schlug mit dem Arm einen Kreis. Er deutete Georg an, das Vieh würde für die Nacht zusammengetrieben.

Und dann ging die Sonne unter. Über den ganzen Horizont und der davorliegenden Steppe glutete ein hellviolettrot, das zusehends nachdunkelte und augenscheinlich hinter die Erdscheibe hinabgezogen wurde und versank.

Als Georg seinen Blick von diesem einzigartigen Bild löste, bemerkte er, daß sein Begleiter, gleich allen Männern und Frauen im Lager, auf die Knie gesunken war, den Kopf nach Süden, zur Erde gewandt, dorthin, wo Mekka lag, das Heiligtum der Mohammedaner. Denn es war die Stunde des Gebetes, die zur gleichen Zeit die Muezzins in den Städten der Moslems von den Minaretts ausriefen.

Nach dem Abendessen, würzigem Hammelfleisch und Milch, bat der Chan seine Gäste an das Lagerfeuer. Männer mit Musikinstrumenten, einer Art Cello mit zwei Saiten, stellten sich auf und begannen eine getragene Weise zu spielen, indem sie die Saiten abwechselnd zupften und mit einem Bogen strichen. Andere sangen dazu, so wohltönend, hell und dunkel, langsam und schnell, wie es die Reisenden nie zuvor gehört hatten. Dazu flimmerten am Himmel unzählige Sterne. Es war, als hätte der Weltenbaum alle seine Lichter für die Besucher angesteckt.

In dieser Nacht schlief Georg eng an seinen Vater geschmiegt in dem Zelt des Chans auf dicken Filzteppichen und träumte glücklich von der unendlichen Schönheit der weiten Steppe und ihren einsamen Wanderern, den Kirgisen.

Nach einem herzlichen Abschied, bedacht mit den Gastgeschenken, alttürkischen Münzen, einer ziselierten Lanzenspitze und einer Schlafunterlage aus dickem Filz, fuhren Forsters am nächsten Morgen weiter in Richtung zum See. Sie trafen bald auf einen der acht Zuflüsse, die vom Norden und Osten in den See mündeten, umfuhren die Westseite und erreichten

schließlich die Siedlung Eltonskaja mit dem Verwaltungsgebäude, einem Wiegehaus und den Hütten der Arbeiter. Große, schuppenartige Trockenanlagen schlossen sich an.

Reinhold Forster wies sich aus. Ein Aufseher übernahm die Führung.

„Der See hieß ursprünglich Altan nor“, erklärte er.

„Goldsee“, übersetzte Reinhold Forster.

Der Aufseher nickte. „Das Salz war den Ureinwohnern wohl mindestens so viel wert wie Gold. Es ist es in Wirklichkeit auch heute noch. Denn die Menschen können wohl ohne Gold, aber nicht ohne Salz leben, und unser Elton ist Mütterchen Rußlands einzige Quelle.“

Georg hatte es sich unter stillschweigender, offensichtlicher Billigung seines Vaters angewöhnt, sich an den Gesprächen von Männern zu beteiligen. Es war nicht Vorwitz, was ihn dazu trieb, sondern das wachsende Gefühl der Selbständigkeit. So rief er auch jetzt spontan aus: „So viel Salz liegt auf dem Grund des kleinen Sees.“

Der Aufseher lächelte. „Einhundertsechzig Quadratwerst, windgeschützt, ist nicht klein, junger Herr.“

„Aber wenn Sie ständig Salz herausholen“, Georg wies dabei auf die Arbeiter, die bis an die Brust im Wasser standen und das kostbare Mineral in flache Kähne schaufelten, „wird es doch schließlich einmal alle.“

„Die Flüsse und Bäche, die in den See münden, sorgen dafür, daß es sich stets erneuert.“

„Arbeiten Sie auch in der kalten Jahreszeit?“ fragte Georg weiter.

„Natürlich. Das Wasser hat einen Salzgehalt von dreißig vom Hundert und gefriert also nicht. Wir bergen dann das Salz mit schaufelartigen Sieben, die an Stangen befestigt sind.“

„Aber wohin bringen Sie das viele Salz? Ich sah vorhin schon beladene Lastkarren.“

„Zum Hafen Dubowka, wo es verladen wird und wolgaaufrwärts oder -abwärts nach Astrachan ans Kaspische Meer geht.“

Dann fuhren Forsters mit einem Ruderboot über den Elton, der flach in der Steppe eingebettet liegt, dessen Ufer nirgends bewachsen sind und über dem kein Vogel singt.

Auch von hier bekamen sie bei der Abfahrt ein Geschenk mit: ein Fäßchen mit weißem Gold.

Die Enttäuschung

In Friedenthal versicherte Reinhold Forster dem Ortsschulzen Hellmann noch einmal, daß er bei der Regierung in Petersburg energisch gegen die unbilligen Forderungen des Gouverneurs, vornehmlich gegen den Bruch der ihnen von der Kaiserin Katharina zugesicherten Steuerfreiheit, Protest einlegen wollte. Dann fuhr Reinhold Forster mit seinem Sohn nach Saratow.

Der Wagen fegte über den sandigen Boden. Matthis feuerte die Pferde peitschenknallend an. Für ihn war es, als ginge der Weg schon ein Stückchen heimwärts, als lenkte er die Tiere in den häuslichen Stall. Wären wir doch erst wieder in Nassenhuben, wünschte er sich sehnlich. Das Gepäck sandte Hellmann mit einem Pferdewagen nach.

In Saratow ließ sich Reinhold Forster gleich zum Gouverneur fahren, der ihn im Frühjahr eingeladen hatte, nach Beendigung seiner Mission wieder bei ihm zu wohnen. Als aber jetzt die Pferde hielten, erschien wohl ein betreßter Diener, doch nicht, um dem Besucher den Wagenschlag zu öffnen, sondern ihm kühl zu erklären, daß Exzellenz nicht zu Hause wäre und mit einem Regierungsschiff eine Besichtigungsfahrt unternähme.

„Ich bin doch in sein Haus geladen worden“, meinte Reinhold Forster.

Die Miene des Lakaien blieb eiskalt. „Exzellenz haben nichts dergleichen hinterlassen.“



Kopfschüttelnd wandte sich Forster ab und befahl dem Kutscher, zum Gouvernementsgebäude zu fahren. Doch auch dort zuckte der Sekretär nur abweisend die Schultern. „Ich kann leider nichts für Sie tun.“

Reinhold Forster stieg die Zornesröte ins Gesicht. Er hatte einen russischen Fluch auf den Lippen. Doch er bezwang sich mit aller Gewalt. Er dachte nur: Den Herren werde ich es heimzahlen, und ließ sich an den Hafen bringen. Hier mietete er sich von einem Kaufmann bis Samara ein Segelschiff, das wenige Stunden später den Anker lichtete.

Die Rückfahrt stromaufwärts verlief langsamer, und die Stimmung der Reisenden war gedrückt. Reinhold Forster schrieb unentwegt an seinem Bericht für Petersburg. Georg traute sich nicht an den Vater eine Frage zu stellen. Die Schiffer waren kortkarg. Auch fehlte die Bequemlichkeit des Regierungsschiffes. Erst als die hohen, weißen, vom dunklen Nadelwald gekrönten Kalksteinwände der Shiguliberge aufstiegen und das Boot in die hundert Werst lange Samarskaja Luka, die Wolgaschleife, einsegelte, atmeten alle befreit auf.

Der Gouverneur stellte Reinhold Forster den erbetenen Segler zur Verfügung. Die Reise wurde sogleich fortgesetzt. Es ging aber recht langsam vorwärts. Tagelang hüllte dichter Nebel den Fluß ein, und Forsters verbrachten die Zeit meist in der kleinen Kabine.

Der Vater änderte wieder seinen Bericht, hob noch mehr die Fruchtbarkeit des Bodens, die Möglichkeiten der landwirt-

schaftlichen Nutzung und den Fleiß der Siedler hervor, die aber durch das brutale Verhalten des Gouverneurs in knechtischer Abhängigkeit gehalten wurden, um sie auszuplündern und seinen eigenen Säckel zu füllen.

Georg saß auf einem Klappstuhl und sichtete das Herbarium. Er war jedoch nicht so recht bei der Sache, sondern blickte oft zum Vater hinüber, der mit finsterer Miene arbeitete.

Die Wagenfahrt von Nishni-Nowgorod verlief nicht angenehmer. In Pelze gehüllt, saßen beide Forsters schweigsam unter dem niedrigen Verdeck, verbrachten die kalten Nächte in ungemütlichen Kammern auf den primitiven Poststellen.

Anfang November erreichten sie endlich Petersburg. Nachdem sie sich in einem einfachen Gasthof eingerichtet hatten, begab sich Reinhold Forster auf das Ministerium. Der Beamte nahm das umfangreiche Aktenstück entgegen, verzichtete jedoch auf mündliche Einzelheiten. Er erklärte lediglich, Forster würde Bescheid erhalten.

Die Tage des Wartens, die nun folgten, wurden Georg fast unerträglich, denn der Vater ging nicht aus dem Haus, lief stundenlang mürrisch im Zimmer auf und ab und gab auf Fragen keine oder nur gereizte, unfreundliche Antworten.

Als Georg schließlich bat, mit Matthis, der ebenfalls untätig am Ofen in der Gaststube hockte, in die Stadt gehen zu dürfen, wurde es ihm durch ein kurzes Kopfnicken gestattet. Georg nutzte die Erlaubnis, so gut es in dem winterlichen Grau, das über der Zarenstadt lag, möglich war. Die hohen, schmucklosen kaiserlichen Paläste sagten ihm nichts. Ihn interessierte schon mehr das kleine Haus Peters I. ganz in der Nähe der alten Feste Pieterburg auf der Krepostnyjinsel. Als er nun Matthis erzählte, daß der Zar Peter mehrere Jahre als unbekannter Zimmermann in Holland zugebracht habe, tippte ihn jemand auf die Schulter. Georg drehte sich erschrocken um. Es war ein Junge in seiner Größe, der auf deutsch zu ihm sagte: „Du weißt in der Geschichte ganz gut Bescheid, trotzdem du nicht in unsere Schule gehst.“

„Eure Schule?“ fragte Georg.

„Ja, wir Deutschen in Petersburg und Umgebung haben eine eigene höhere Lehranstalt, die Petrischule.“

Georg war sichtlich erfreut. „Was meinst du, Matthis, das wäre doch fein, wenn ich dorthin gehen dürfte.“

„Wenn der Alte...“ Er hüstelte erschrocken über seine Worte, die ihm so schnell und unbedacht herausgefahren waren, und verbesserte sich: „Wenn der Herr Vater es erlaubt!“

Georg stellte sich vor dem Jungen auf, der eine dunkle Joppe mit einem rötlichen Fuchspelzbesatz trug, nannte seinen Namen und fügte hinzu: „Aus Nassenhuben.“

Der andere riß verblüfft seine spitz zulaufende Pelzkappe vom Kopf und stotterte: „Ich — ich heiße Peter Korn. Mein Vater verwaltet hier eine Fellhandlung aus Königsberg.“

„Und wo ist eure Schule?“

„Ich will nur meinem Freund Bescheid sagen, Georg, dann komme ich mit und zeige sie dir. Über die Newabrücke ist es nicht mehr weit. Wir wohnen nur zwei Straßen weiter.“

Als Georg am Abend seinem Vater gegenüber saß und seine Bitte vorbrachte, die deutsche Schule hier in Petersburg besuchen zu dürfen, wurde er angefahren: „Du bist wohl nicht gescheit! Die paar Tage, die wir noch hier sind!“

„Wir reisen bald wieder ab“, erklärte Georg seinem neuen Freund, der ihn am nächsten Tag zum Spielen abholte.

„Kannst dich freuen! Du hast es gut, brauchst nicht in die Schule zu gehen! Immer nur reisen, das muß fein sein!“

„Ist es auch! Ich möchte die ganze Welt umsegeln. Aber dazu muß man auch was sein und viel können. Darum möchte ich gern einmal einen Schulunterricht miterleben!“

Peter guckte seinen Freund von der Seite an und fragte erstaunt: „So bist du noch gar nicht...?“

„Nein!“ unterbrach Georg kurz.

Muß der aber dumm sein! dachte Peter und lachte laut.

Reinhold Forster wurde ins Ministerium beordert. Er kam mit schnellen Schritten und geröteten Wangen zurück. Nicht al-

lein, weil er flink gelaufen war, sondern weil er eine gute Nachricht mitbrachte: „Wir bleiben doch länger hier, Georg. Ich soll ein Gesetzbuch für die Kolonisten im Wolgagebiet ausarbeiten, und du kannst dann ab morgen früh zur Schule gehen. Ich habe dich angemeldet. Der Rektor wird dich prüfen und dich in die deinen Kenntnissen entsprechende Klasse einweisen.“

Die Prüfung war kurz. Das Ergebnis recht gut. Georg kam in eine höhere Klasse als Peter, doch blieb er sein Freund.

Georg verlebte im Kreise seiner neuen Mitschüler Wochen ungebunden kindlicher Freiheit. Fröhlich und guter Dinge stand er morgens auf, ging er abends schlafen. Alles, was auf ihn zukam, nahm er wie ein Geschenk. Das Lernen inmitten der Jungen war für ihn eine bisher nie gekannte Freude, ein großes schönes Erlebnis. Er blühte auf, er lachte und scherzte mit den Mitschülern, heckte mit ihnen Pläne für einen Ulk aus, schlitterte auf den zugefrorenen, kleinen Newaarmen, schneeballte sich, tobte in den Straßen und besah sich mit einer Schar ausgelassener Buben die vorweihnachtlich geschmückten Schaufenster in der Stadt. Die Gesellschaft Gleichaltriger und Gleichgesinnter hatte ihn in die Arme genommen.

Bei der Familie Korn ging Georg ein und aus. Die Mutter Peters, aufgeschlossen für die schönen Künste, spielte Cembalo und malte Aquarelle. Dafür interessierte sich Georg ganz besonders. Denn Zeichnen und Skizzieren konnte er recht gut. So kam es zwischen den beiden zu einer mütterlich-kindlichen Freundschaft.

Georg half auch Peter bei den Schularbeiten, besonders in den Fremdsprachen, die er selber im Unterricht spielend meisterte, zur großen Freude der Lehrer. Auch die anderen Fächer machten ihm wenig Kopfzerbrechen, denn wenn er ein Wort, eine Begebenheit einmal hörte oder las, behielt er sie leicht.

Und wenn der Lehrer in Geographie Länder und Menschen in trockenen Worten beschrieb, so daß der Stoff unschön und



durchsichtig erschien wie die dünnen Äste der winterlichen Akazie vor dem Klassenfenster, so schmückte sie des Knaben Schwärmen sofort frühlingsmäßig mit Blättern und Blüten.

Oder wenn der alte Professor die Ereignisse der Weltgeschichte einfach als nackte Tatsachen und stets von der Sicht der gekrönten Häupter aus vortrug, versuchte Georg sich zum Beispiel in die Lage der ägyptischen Sklaven zu versetzen, die in kaum vorstellbarer Arbeit den Bau der Pyramiden bewerkstelligen mußten, oder fragte sich zum Aufstand des Spartakus in Rom: Warum haben sich diese Proleten, die Angehörigen der besitzlosen Klasse, empört?

„Weihnachten feiert ihr natürlich bei uns!“ erklärte Frau Gertrud Korn eines Tages, als zimmtduftender Pfefferkuchendunst durchs Haus zog und Peter und Georg in der Küche auf

einem bemehlten Holzbrett Figuren aus leckerem Teig austachen und mit Rosinen belegen.

„Ich werde deinen Vater ebenfalls dazu bitten!“

„Fein! Ich danke Ihnen, Frau Korn!“ antwortete Georg erfreut und strahlte die Mutter Peters an. Er dachte dabei allerdings weniger an den Vater und an die zurückgebliebene Nassenhubener Familie. Nicht aus Undankbarkeit.

Frau Korn brachte in diesen vorweihnachtlichen Tagen öfter das Gespräch auf sein Zuhause. „Deine liebe Mutter und deine kleinen Geschwister werden auch für das Fest rüsten.“

Georg überlegte gar nicht, er erwiderte kurz: „Nein!“

„Das glaube ich kaum!“ zweifelte etwas erstaunt die Fragerin.

„Doch, doch!“ versicherte Georg. „Die Mutter wird froh sein, daß sie weniger Arbeit hat. Der Herr Vater ging regelmäßig vor dem Fest auf die Jagd, brachte wenigstens drei Hasen mit. Die ganze Feier bestand aus dem Kirchengang und dem gut und reichlich gedeckten Mittags- und Abendtisch. Die Last der heiligen Nächte lag auf den Schultern der Mutter allein. Und wir Kinder? Wir mußten immer nur stillsitzen!“

Frau Korn schwieg betroffen.

Da blickte Georg die Frau ängstlich an. „Aber bitte davon niemand etwas sagen!“

Die Frau legte die Hand auf Georgs Kopf und neigte sich zu ihm. „Das bleibt unser beider Geheimnis.“

Unter der lichterglänzenden Weihnachtspyramide lag für Georg eine kleine Ausstattung: Anzug, Unterwäsche, Schuhe und ein Buch, Michail Lomonossows „Alte Russische Geschichte“.

Der Junge hielt den Band unter dem linken Arm fest, als er sich mit einer Verbeugung bedankte.

„Das gefällt dir wohl am besten?“ fragte Herr Korn, indem er auf das Buch zeigte.

„Ja! Unser Geschichtslehrer hat uns davon erzählt. Auch, daß der Gelehrte und Dichter Lomonossow, der hier Professor der Chemie gewesen ist, in Deutschland studierte und die Universität in Moskau gegründet hat.“

Der Kaufmann klopfte dem Jungen auf die Schulter und sagte: „Nun, dann viel Spaß!“ Er selbst konnte sich nicht recht vorstellen, daß jemand beim Bücherlesen ein Vergnügen haben könnte. Dann aber wandte er sich seinem großen, gelehrten Besucher zu. „Kommen Sie, Herr Forster, machen wir es uns nebenan bequem.“ Er führte Forster in das Herrenzimmer, rückte zwei weiche Ledersessel und einen kleinen Rauchtisch zurecht und holte Wein und Gläser. Dann hob er das gefüllte Glas: „Auf das Wohl Ihrer lieben Familie daheim, Herr Prediger!“

Forster gab dankend Bescheid und sagte mehr für sich: „Sie hat es nötig! Doch ich kann ihr nicht helfen!“

„Sie bedrückt etwas? Darf ich fragen, was?“

„Meine Frau ließ mich wissen, daß die Kirchenbehörde meine Stelle bis spätestens 1. April des kommenden Jahres neu besetzen will. Da müssen die Meinen aus der Wohnung. Auch das Gehalt, das jetzt noch für mich gezahlt wird, fällt fort.“ Forster seufzte.

Korn sah sein Gegenüber fragend an.

Da fuhr Reinhold Forster fort: „Das schlimmste ist, ich sehe keine Möglichkeit, ihnen Geld zu schicken, denn die versprochene Zahlung der russischen Regierung blieb bis jetzt aus. Auch die Rechnung des Wirtes für unsere Verpflegung und Unterkunft ist von dort noch nicht beglichen worden. Ich habe sie gestern aus meiner Tasche bezahlt. Mein Sohn genießt schon Ihre Gastfreundschaft, und mein Diener hat sich von mir unabhängig gemacht und hilft in der Gastwirtschaft. Es liegt mir nicht, die Behörden zu mahnen. Aber als ich mich vor einigen Tagen doch einmal erkundigte, wurde mir nur mit einem Achselzucken geantwortet.“

„Ist das schon wiederholt vorgekommen?“ fragte der Kaufmann, den die Sache zu interessieren begann.

„Ja, leider. Auch in der Angelegenheit meines abgegebenen Berichtes, besonders meiner Beschwerde über die Besteuerung der Siedler.“

Korn ging nicht darauf ein. Er nahm sich aber vor, gelegentlich Erkundigungen einzuziehen. Er ahnte, daß da ein abgesprochenes übles Spiel getrieben wurde. Dazu kannte er als Geschäftsmann die Behörden viel zu gut. So fragte er nur: „Wie weit sind Sie mit Ihrem Gesetzbuch?“

„Es geht leider langsamer voran, als ich anfangs dachte. Ich mußte erst einmal das russische Gesetzbuch studieren und in Archiven nachlesen. Denn ich möchte keine halbe Arbeit leisten.“

Reinhold Forster drehte mit dem Daumen und Zeigefinger nervös an dem Weinglas vor ihm und fügte dann hinzu: „Ich habe mich gewiß hier und da auch ablenken lassen, wenn ich etwas fand, was mich besonders beeindruckte, wie beispielsweise Peters I. Bemühen, die westeuropäische Kultur in seinem Reich einzuführen, was ja gewissermaßen mit der Besiedlung des Wolgagebietes zusammenhängt.“

Da begann nebenan Frau Korn auf dem Cembalo zu spielen. Die beiden Herren schwiegen.

Reinhold Forster legte seinen Gesetzesvorschlag bei der russischen Regierung Ende Februar vor und bat noch einmal um seinen Lohn. Es wurde ihm bedeutet, er möge seine Forderungen schriftlich einreichen.

„Es war doch alles schon brieflich abgemacht!“ erwiderte der Prediger ungehalten, ließ sich dann aber doch Papier und Feder geben und schrieb: „Ich liquidiere für meinen Dienst für die russische Regierung zweitausend Rubel. Reinhold Forster.“ Kein Wort mehr.

Der Beamte nahm das Schriftstück mit undurchdringlicher Miene entgegen. „Sie werden Bescheid erhalten.“

Reinhold Forster wartete wieder. Es vergingen weitere zwei Wochen. Dann rief er Matthis zu sich: „Fahre nach Danzig! Überbringe dem Buchhändler dieses Schreiben. Die Adresse steht deutlich auf dem Umschlag. Er soll alle meine Bücher

verkaufen und das erhaltene Geld dafür meiner Frau geben. Hilf dann in Nassenhuben beim Umzug! Hier hast du Reise-geld!“

Matthis, der die finanzielle Notlage seines Herrn kannte, wies die Summe zurück. „Lassen Sie, Herr Prediger. Ich heuere auf einem Schiff an und verdiene mir die Überfahrt selbst.“

Der Prediger brauste auf: „Was denkst du dir eigentlich! Meinst du, ich lasse mir von dir etwas schenken? Hier ist das Geld und damit basta!“

Dann kündigte Reinhold Forster das Zimmer beim Gastwirt und suchte sich eine billigere Privatunterkunft. Als Korn davon hörten, begab sich der Kaufmann zu Forster. „Herr Prediger, erweisen Sie uns die Ehre, bei uns zu wohnen.“

Doch die Bitte wurde so barsch abgewiesen, daß Herr Korn kopfschüttelnd ging. Er dachte: Diesem Dickschädel ist einfach nicht zu helfen, und behielt für sich, was er inzwischen ausgekundschaftet hatte: Der Gouverneur von Saratow hatte erfahren, daß der Regierungsbeauftragte Forster der Steuern wegen gegen ihn vorgehen wollte. Er reiste deshalb nach Petersburg und ließ sich beim Kammerherrn der Zarin, dem Grafen Grigori Orlow, melden. Was die beiden aushandelten, kam natürlich nicht heraus. An den Folgen aber war es deutlich zu erkennen: Reinhold Forster wurde schachmatt gesetzt, bevor er überhaupt sein Spiel begonnen hatte. Und er hatte nicht die leiseste Ahnung davon. Gutgläubig wartete er auf die Bezahlung seiner Arbeit und hoffte jeden Tag aufs neue. Bis — er keine Kopeke mehr besaß und ihm auch die Schuld für die primitive Schlafstelle nicht mehr gestundet wurde.

Reinhold Forster ging zu einem Buchhändler und Verleger, den er in der staatlichen Bibliothek kennenlernte. „Sie haben mir einmal erzählt, daß es schwierig sei, Übersetzer für französische Werke zu bekommen. Ich biete Ihnen meine Mitarbeit an.“

„Sie selber?“ fragte der Buchhändler erstaunt.

„Ich habe jetzt etwas Zeit, und es macht mir Spaß“, erwiderte

Forster leichthin, denn er hätte seine Notlage unter keinen Umständen zugegeben.

Der Verleger schätzte seinen Besucher über die goldumrandete Brille hinweg ab und nahm sich vor, das Honorar nicht zu knapp zu bemessen. So fing Reinhold Forster an, sein Brot zu verdienen. Doch die Arbeit...!

„Sie haben mich rufen lassen, Herr Vater?“ Georg trug noch die Schulbücher vom Vormittagsunterricht unter dem Arm. In dem engen Raum roch es muffig. Durch das schräge, gardinenleere Fenster, verschmutzt und grau, sah Georg auf das nahe, dunkle Quergebäude des Hinterhauses. Grob geflickte Wäschestücke hingen schlaff über dem Eisengitter eines Dachvorsprunges.

Reinhold Forster stand mit vorgeschobenem Kopf, lauernnd. Wie eine Wildkatze zum Sprung bereit, um sich auf sein Opfer zu stürzen. Seine Nüstern blähten sich, als er antwortete: „Ja, mein Sohn, du wohnst von jetzt ab wieder bei mir hier!“

„Aber warum denn, Herr Vater?“ Georgs Frage klang diesmal wohl mehr widerspenstig als erschrocken. „Ich bin doch bei Korn gut aufgehoben“, widersprach er, „und es gefällt mir dort. Ich helfe Peter bei den Schulaufgaben, und ich...“, zählte er rasch hintereinander auf, als er jäh unterbrochen wurde und eine schallende Ohrfeige seinen Mund verschloß.

„Du erfrest dich, meine Anordnungen zu kritisieren!“ Und der aufgebrachte Vater schlug noch einmal zu.

Georg bückte sich und raffte seine zu Boden gefallenen Bücher zusammen. Der Schreck war dem Jungen in alle Glieder gefahren, erstarrt setzte er sich auf den angewiesenen, wackligen Holzstuhl.

Reinhold Forster legte einen Band auf den farblosen Tisch. „Dieses Buch wirst du ins Russische übersetzen! Ich werde den Text korrigieren und ins Reine schreiben!“ bestimmte er, herrisch und scharf.



Georg nickte ergeben und gehorsam. Sprechen konnte er vor Scham nicht. Seine Wangen brannten wie Feuer, und in seinem Kopf sumimte es, als wäre ein Bienenschwarm darin eingeschlossen.

Familie Korn wartete vergeblich auf ihren jungen Mittagsgast.

Am Nachmittag kam Peter, sich zu erkundigen. Er wurde von Reinhold Forster kurz abgefertigt. „Georg kommt nicht mehr! Euer Mädchen soll seine Sachen bringen!“

Peters Mutter war mehr als erstaunt. Sein Vater gar nicht. „Der Mann wird allein nicht fertig mit sich und dem Leben. Dazu ist er viel zu unbeholfen, geschäftsuntüchtig, trotz seiner Gelehrsamkeit weltfremd und ungehobelt dazu.“

Der Sommer kam und verging. Georg besuchte zwar weiter die Schule, saß aber danach jede freie Minute vor seiner Arbeit. Bis spät in die Nacht hinein. Eine harte Faust hatte ihn wieder herausgerissen aus der frohen Geselligkeit Gleichaltriger. Sein Gesicht fiel zusammen und nahm die bleiche Stubenfarbe an. Erst nach Monaten und nachdem das erste Honorar eingegangen war, gestattete der Vater dem Sohn, wenigstens sonntags einige Stunden seine Freunde zu besuchen.

Er selbst ging wieder von Amt zu Amt und mahnte seine Geldforderungen für seine abgegebenen Arbeiten an. Die Beamten aber hörten ihn gar nicht mehr an. Da bat er die Kaiserin um eine Audienz. Aber er bekam keine Antwort. Darauf ersuchte er den Grafen Orlow, ihn zu empfangen. Der Kammerherr beschied ihn zu einer bestimmten Stunde zu sich. Forster war pünktlich. Doch der Diener meldete ihm: „Der Herr Graf sind auf die Jagd geritten!“

Wutschnaubend stapfte Reinhold Forster in die Anzeigenabteilung der Petersburger Zeitung und gab nach der damaligen Sitte bekannt, daß er gedenke, in drei Wochen abzureisen. Darauf erschien der Sekretär des Grafen bei Forster. „Der Kammerherr hat von Ihrer Gesetzesvorlage Kenntnis genommen und bietet ihnen dafür 1000 Rubel!“

„Und die anderen Eingaben?“

„Darüber wurde mir nichts aufgetragen.“

„Ich verlange zweitausend Rubel und lasse mich nicht mit der Hälfte abspeisen!“ brauste Reinhold Forster wütend auf.

Der Sekretär musterte die armselige Behausung und streifte mit einem mitleidigen Blick den über den Tisch gebeugten;

arbeitenden Jungen und sagte eindringlich: „Nehmen Sie das Geld, Herr Forster! Ich rate Ihnen gut!“

Anstatt beizugeben und gütlich mit dem anscheinend Wohlmeinenden zu verhandeln, verharrte Forster im Zorn. Unbeherrscht schrie er, seine Stimme überschlug sich: „Ich habe es nicht nötig, mich wie einen Domestiken beraten zu lassen! Machen Sie, daß Sie rauskommen!“

Heimweh

Der Herbst ging zu Ende, feuchtkalt und nebliggrau. Die „Boris Godunow“ schaukelte im Nordwind an der litauischen Küste entlang. Aber ständig schäumten die Wellenberge über Deck.

Georg wußte während der langen Schiffsreise nichts Rechtes mit sich anzufangen. Gewiß, er hätte auch auf dem Segler Muße zur gewohnten geistigen Arbeit gefunden, doch es fehlte ihm einfach die Kraft dazu. Die ständige Zimmerluft, das wenige, magere Essen hatte ihn geschwächt. Ihn fror jämmerlich. Die schiefen Deckplanken, die knarrenden Gestänge bereiteten ihm Unbehagen. Außerdem quälte ihn plötzlich das Heimweh. Er wäre am liebsten der Mutter in die Arme geflogen, um sich wieder einmal eng anzuschmiegen, die heimelige Wärme zu verspüren, die trostreiche Geborgenheit zu fühlen. Auch nach den Geschwistern sehnte er sich. Ob wohl Bruder Carl, der um zwei Jahre Jüngere, nun schon die Schwestern unterrichtete? Viktoria und Antonia würden still sitzen und aufpassen, aber die kleine, springlebendige Wilhelma? Er lächelte, als er sich daran erinnerte, wie er der Kleinen die ersten Schriftzeichen, das Lesen und Rechnen beibringen mußte. Ob Brüderchen Wilhelm schon in der Stube herumliefe? Und wie mochte wohl die kleine Justine, die geboren wurde, als der Vater und er in Rußland unterwegs waren,

aussehen? Carl würde bestimmt mit Matthis am Kai stehen, wenn sie in der Mottlau vor Anker gingen. Danzig! Georgs Lippen bewegten sich leicht, und er wiederholte: „Danzig! Wann werden wir dort sein? — Bald!“ frohlockte es in ihm. „Nun ist es beinahe geschafft! Und wir sind wieder daheim!“ Da schob sich ein Matrose an dem träumenden Jungen vorbei. Aus seiner Versunkenheit aufschreckend, fragte Georg aufgeregt: „Bitte, wann werden wir in Danzig sein?“ Dabei leuchteten seine Augen, seine Stimme jubilierte wie die Lerche, die im Sommer in Nassenhuben, im großen Pfarrgarten, steil in den blauen Himmel stieg.

„Danzig?“ Der Mann schüttelte verwundert den Kopf. „Legen wir überhaupt nicht an! Wir segeln direkt nach Sheerneß vor London!“ Damit schaukelte er davon.

Georg glaubte nicht richtig gehört zu haben und tastete sich Schritt um Schritt an der Reling entlang zum Steuermann. Der aber bestätigte die Antwort des Matrosen.

Aber — das kann doch nicht — nein, das darf nicht wahr sein! hämmerte es in Georgs Kopf. Das hätte der Herr Vater mir doch gesagt! Tief erschrocken jagte er in die Kabine. Bleich im Gesicht und mit zitternder Stimme klagte er: „Herr Vater, Herr Vater, wir sind auf einem falschen Schiff! Es fährt an Danzig vorbei!“

Reinhold Forster konnte seinen Sohn nicht anblicken, dessen bange Augen vertrauensvoll auf ihn gerichtet waren, als er ihm die Auskunft gab: „Es stimmt! Wir fahren nach England! Was sollte ich noch in Nassenhuben! Ich finde dort nichts mehr vor, weder Amt noch Bücher!“ Er stöhnte, als er an seine Bibliothek dachte, die ihm viele Jahre die einzige Zuflucht gewesen war und ihm die Sehnsucht nach der Welt gestillt hatte. Dann fuhr er mürrisch fort: „England ist das Tor der Welt! Dort werde ich finden, was ich suche: eine angemessene Beschäftigung, Anerkennung und Geld!“

Georg sah die Mutter, die Geschwister, die Ulmen vor dem Pfarrhaus, die Kastanien auf dem Hof, das kleine, heimat-

liche Dorf. Es war auf einmal in der Erinnerung alles noch viel schöner, als er es zu Hause je empfunden hatte. Er konnte es noch immer nicht glauben, was er soeben gehört hatte. Er hatte eine Frage, ein Aber auf der Zunge, verschluckte es jedoch aus Angst vor einem Wutausbruch des Vaters und vor Schlägen. Mit gesenktem Kopf schlich er fort. Erschüttert spürte er nur noch, daß in ihm etwas zerrissen war: das innere Band, das ihn bis heute mit dem Vater verbunden hatte. Tagelang verließ er die Kabine nicht, lag stundenlang auf der schmalen Bettstatt und starrte mit offenen Augen an die niedrige Decke. Sein Essen rührte er kaum an. Er kam sich so verlassen und verraten vor.

Den Vater bekümmerte der Sohn nicht. Jeder muß mit diesem gewaltsamen Einschnitt in seinem Leben fertig werden, sagte er sich, wick damit aber sich selber aus, denn er war durchaus nicht sicher, daß der von ihm eingeschlagene Weg dorthin führte, wo er hin wollte. Der große, starke Mann war hilflos und hatte Angst vor der Zukunft. Egoistisch wie immer, dachte er aber nur an sich allein.

Als sich eines Tages, für kurze Zeit, die Sonne in den Segeln spiegelte, ging Georg im Pelz, dem Abschiedsgeschenk von Frau Korn, an Deck und atmete die frische Meeresluft ein. Er blickte sich um: Überall die ruhige See. Nur vor dem Horizont hing wie ein Vorhang leichter Dunst. Möwen kreischten über dem Top. Das Leben in dem Jungen regte sich wieder. Er trat an das Steuerhäuschen.

„Wo sind wir, Steuermann? Die leichte Brise treibt uns nach Norden. Es ist Land in der Nähe.“ Er wies nach oben zu den segelnden Möwen.

„Gut beobachtet, junger Herr! Wir fahren in den Öresund ein. In einer Stunde sichten wir Kopenhagen.“

„Dank, Steuermann! Hoffentlich bleibt das Wetter auch am Skagerak so.“

Der Steuermann lächelte. „Sie wünschen es sich. Wir aber



brauchen einen steifen Nordost, um gut in die Nordsee zu kommen.“

Da sah Georg seinen Vater, der ihm anscheinend gefolgt war. Er ging langsam zu ihm.

„Du hast dich nach dem Stand des Schiffes erkundigt?“ redete Reinhold Forster seinen Sohn auf englisch an.

Georg antwortete in der gleichen Sprache und bat: „Bitte, Herr Vater, sprechen wir von nun an nur englisch, damit ich mich mit den Londonern gut verständigen kann.“

In der Lehre

Trübes, unfreundliches Wetter empfing die Reisenden in London. Durch die dicken Nebelschwaden konnte Georg nichts von den Sehenswürdigkeiten der Stadt erkennen.

Reinhold Forster gab sein Gepäck am Hafen in Verwahrung

und bezog mit Georg eine kleine Fremdenpension, denn seine Barschaft ging zur Neige. Seine Sprachkenntnisse und die berühmten Bekannten aus wissenschaftlichen Zeitschriften mußten ihm jetzt helfen. Er versuchte es sofort bei Lord Alexander Dalrymple, der die ostindische Inselwelt bereiste und beschrieb, und bei dem Gründer der englischen Kolonie Maryland in Nordamerika, Lord Cecilius Baltimore.

Die beiden Herren aus dem englischen Hochadel boten dem emigrierten Wissenschaftler ihre Hilfe an: Reisen nach Ostindien, Maryland, zur Beschreibung der Fauna und Flora der betreffenden Länder und Inseln, sie versprachen, ihn zu gegebener Zeit zu benachrichtigen.

Aber mit brotlosen Versprechungen konnte Reinhold Forster jetzt nichts anfangen. Er ließ sich beim Staatssekretär im Handelsministerium, dem Grafen Shelburne, melden, der ihm eine Predigerstelle in Pensacola in der vor wenigen Jahren von Spanien an England abgetretenen Kolonie Florida anbot.

Wenig erbaut auch von dieser Auskunft, machte er sich erneut auf die Suche nach einer passenderen Stelle und nahm einen Lehrstuhl für Naturgeschichte und Sprachen am College in Warrington in der Grafschaft Lancaster an, in dem junge Geistliche ausgebildet wurden, die den Dissenters, den Andersgläubigen, und nicht der englischen Staatskirche angehörten.

Den Sohn aber gab Reinhold Forster in London zum Tuchhändler Lewin in die Lehre. Der Lehrvertrag enthielt die Klausel „auf Gegenseitigkeit“. Denn als der geschäftstüchtige Lewin bei der Rücksprache erfuhr, daß Georg nicht nur deutsch und englisch, sondern auch fließend russisch und französisch sprechen und schreiben konnte, nutzte er die gute Gelegenheit und erklärte: „Ich komme Ihnen entgegen, Herr Prediger, ich verzichte auf das Lehrgeld, wenn Ihr Sohn nur hin und wieder mit seinen Sprachkenntnissen aushilft, denn ich exportiere auch nach Rußland und Frankreich.“

Reinhold Forster sagte natürlich sofort zu. So trat Georg we-

nige Tage vor seinem zwölften Geburtstag seine Lehre an und zog in das Haus des Tuchhändlers.

Am frühen Morgen schreckte ihn ein lautes Klopfen an der Kammertür aus dem Schlaf. „Six o'clock!“ rief ein Mann barsch und polterte wieder die Treppe hinunter.

Der Junge murmelte vor sich hin: „Sechs Uhr!“ Er gähnte und dachte: Ich bin noch so müde. In den ersten Tagen der Lehrzeit fiel es mir nicht schwer, jeden Morgen so früh aufzustehen, aber seit der letzten Woche sind meine Glieder wie Blei, meine Schultern und Arme schmerzen, und die Füße stechen und brennen. Nur ein einziges Mal richtig ausschlafen dürfen! Er dehnte und reckte seine mageren Glieder unter der Decke.

Aber schon hörte er unten Türeenschlagen und Stimmengewirr. Er gab sich einen Ruck und stieg aus dem Bett. Das kalte Waschwasser in der zerbeulten Blechschüssel auf dem wackligen Ständer machte ihn vollends munter, aber immer noch fröstelnd, zog er sich rasch an.

Unten im Lagerhaus war ein kleiner Holzverschlag. Auf dem Kanonenofen dampfte eine Kanne mit heißem Tee. Gierig trank Georg einen Becher voll und biß in die trockene Scheibe Brot. Er wollte sich gerade auf eine umgestülpte Kiste setzen, da brüllte schon einer: „George! George! Wo steckst du denn? Komm endlich!“

In der zugigen Halle, hinter aufgestapelten Waren, stand ein Packer und warf dem eilig herankommenden Jungen einen schweren Tuchballen dicht vor die Füße. Der bückte sich, hob mühsam den Packen auf die schmale, knochige Schulter und trug seine Last auf den Hof. Dort standen Karren und Wagen, die beladen werden mußten.

Nach Stunden anstrengender Arbeit keuchte und schnaufte Georg. Auf seiner Stirn standen kalte Schweißtropfen, und seine Hände waren feucht. Wenn es niemand sah, zerrte und schleifte er den Packen hinter sich her, weil er nicht mehr die Kraft besaß, ihn zu tragen.

Nach einer kurzen Mittagspause stand er dann im Kontor und führte eine lange Warenliste der eingehenden Ladung. Dazwischen kamen immer wieder kurze Befehle: „George, beeile dich, du mußt die Fahrer noch vor dem Dunkelwerden abfertigen!“ Und: „George, schnell, hier wirst du gebraucht!“ Oder: „George, sofort im Lagerhaus abrechnen!“

Dann wurde Georg in das Privatkontor zu Herrn Lewin gerufen. Zwei ältere Geschäftsleute radebrechten mit dem Chef und zeigten auf eine fremdsprachig gedruckte Preisliste und viele Stoffmuster.

Mister Lewin war jetzt von gewinnender Freundlichkeit zu seinem Lehrling und bat: „Hilf mir dolmetschen, George! Paß aber gut auf, es handelt sich um einen größeren Auftrag!“

Als die Herren nach Stunden zufrieden und gutgelaunt über den Geschäftsabschluß den Raum verließen, um ein reichliches Mahl in der Villa einzunehmen, drehte sich Herr Lewin an der Tür um und bestimmte: „George, auf meinem Schreibsekretär liegen Briefe, die übersetzt und beantwortet werden müssen. Und sieh zu, daß auch noch die Kostenanschläge fertig werden!“

Es war wieder beinahe Mitternacht, als der Junge aus dem Kontor wankte und todmüde ins Bett fiel.

Heute, am Sonntag vormittag, hatte Georg Rechnungen geschrieben und beeilte sich mit dem Umkleiden, um pünktlich zum Mittagessen bei Lewins zu erscheinen. Er bürstete seinen dunklen Rock zum wiederholten Male ab, doch die glänzenden Stellen und die abgeschabten Ränder der kurzen Ärmel blieben. Er blickte in den kleinen Handspiegel, dessen eine Hälfte schon halbblind und abgekratzt war, fuhr sich über das glattgekämmte Haar und verließ eilig seine Kammer.

Er war in das vornehme Kaufmannshaus zu Gast geladen, durfte essen, was der Butler, der Hausmeister, ihm vorlegte. Doch selbst hierbei mußte er einen Auftrag erledigen: sich mit dem fünfzehnjährigen Sam Lewin, der ein College, eine höhere Schule, besuchte, französisch unterhalten.

Nach Tisch nahm ihn Sam mit in sein Zimmer. Dort mußte er noch die Hausarbeiten des Schülers nachsehen.

Sam strahlte, als er sagte: „George, ich stehe jetzt gut im College, seitdem du mir hilfst! Meine Aussprache wäre einwandfrei, lobten mich die Lehrer!“ Und als Georg sich verabschieden wollte, bat der junge Lewin: „Bleibe doch noch eine Weile bei mir! Erzähle mir aus deiner Heimat, von eurem Pfarrhof, von deinen kleinen Geschwistern!“

Als Georg im weichen Polsterstuhl am feuersprühenden Kamin Sam gegenüber saß, war es ihm, als träumte er: Ich bin daheim! Georg durchlebte alles noch einmal, was er Sam aus Nassenhuben und Dirschau berichtete. An einem anderen Sonntag spielten die beiden Jungen nach der Erledigung der Schulaufgaben noch Schach, sprachen über gute Bücher und tägliche Erlebnisse.

Eines Tages schickte Herr Lewin seinen Lehrling mit einer Liste billiger Stoffe in eine Groß-Konfektion. Der Buchhalter war in einem der Arbeitsräume. Georg suchte ihn. Er ging durch die Herrenschniderei, dann durch einen anderen Saal, in dem Frauen nähten und bügelten. Er erkundigte sich, wo er Mister Brown finden würde, und bekam zur Antwort: „In der Kinderabteilung!“

Georg glaubte zunächst, dort würden Röcke für Knaben und Kleider für Mädchen hergestellt, und traute dann seinen Augen nicht: An langen Tischen saßen Kinder in seinem Alter und noch jünger und nähten Knöpfe an, hefteten Säume, Borten und Bänder, Futterteile und bestickten Kragen und Gürtel. Sie arbeiteten emsig und blickten nicht auf, als er die lange, hagere Frau, die zwischen den Tischen auf- und abging, nach Herrn Brown fragte. Schweigend wies die Aufseherin mit einem hölzernen Yardmaß zur gegenüberliegenden Tür.

Als Georg seinen Auftrag erledigt hatte und wieder auf der nebelfeuchten Straße stand, kroch trotz des Pelzes, den er trug, die Kälte in ihm hoch, denn das Bild der abgeährnten,



bleichen Kinder mit den klammen, roten Fingern stand noch immer vor seinen Augen.

Am Sonntag darauf, nach Tisch, sprach Georg mit Sam darüber. Der lachte. „Bist du einfältig. Kinder arbeiten doch überall! In allen Städten! In allen Betrieben und Fabriken! Alle Insassen der Waisenhäuser werden dort beschäftigt. Es sind billige Arbeitskräfte für leichte Verrichtungen, die sonst Erwachsene ausführen müßten. Aber auch arme Eltern schicken freiwillig ihre Kinder gern zur Arbeit, damit diese mitverdienen. Und wenn es nur wenige Pence sind.“

Ausbeutung! ging es Georg durch den Kopf. Er hatte das Wort einmal gelesen. Jetzt wußte er, was es bedeutete. Und da stieg die Frage in ihm auf: Geschieht mit dir nicht dasselbe? Wie

komme ich erst heute darauf? Ist es mir vorher nie bewußt geworden? Beklage ich mich? Finde ich es nicht selbstverständlich, daß ich von früh bis spät arbeite? Weiß der Herr Vater von diesem Kinderelend? Und er — der Prediger, der Wissenschaftler — tut er etwas dagegen? Muß ich nicht auch mein tägliches Brot schwer verdienen, wie die Kinder der Ärmsten im Land? Wo ist da ein Unterschied?

Und als er auf das, was Sam ihm noch alles erzählte, nicht antwortete, schüttelte der junge Lewin nur den Kopf und sagte leichthin: „Scheint dir nahegegangen zu sein! Also reden wir von etwas anderem!“

Zu Christmas, dem englischen Weihnachten, als über der Mittagstafel der Mistelzweig hing und die blauen Flämmchen über dem Plumpudding züngelten, führte Georg die französische Konversation mit Sam recht schleppend und schwerfällig. Er fühlte sich so allein und verlassen inmitten der lachenden, speisenden und schwatzenden Familie, inmitten des Prunkes und der Pracht des reichen Hauses.

Besonders heute sehnte sich der Junge nach Wärme, nach einem guten persönlichen Wort. Am liebsten hätte er sich mit seinen Gedanken in die Kammer verkrochen, um nichts zu sehen und nichts zu hören. Nur widerwillig folgte er Sam in dessen Zimmer. Schweigend stand er dann vor dem Fenster, nahm aber weder die Schönheit des gepflegten Gartens noch die Strahlen der Wintersonne wahr, die mit den Nadeln der grünen Koniferen spielten. Erst die Ankündigung Sams: „Morgen abend gehen wir beide ins Theater!“ riß ihn aus seiner Dumpfheit heraus.

Doch schon überlegte er und wollte einwenden: „Aber ich habe doch keinen...“

Sam fuhr mit dem Arm durch die Luft: „Ich habe schon eine Karte für dich — und einen Anzug finden wir auch in meinem Schrank!“

Es wurde Shakespeares „Hamlet“ gegeben. Georg saß wie gebannt auf seinem Sitz und starrte, aller täglichen Bürde ent-

rückt, auf die Bühne, nahm jedes Wort, jede Bewegung in sich auf. Einen Satz hielt er besonders in seinem Gedächtnis fest: „To be or not to be — that is the question. Sein oder Nichtsein, das ist die Frage!“ Und er beschwor sich selber, es in seinem Leben stets bei dem „To be“ zu belassen, dem Wirken und Schaffen, gleich in welcher Lage er sich befinden sollte.

Eines Spätnachmittags, im Januar, hockte Georg auf dem Drehstuhl vor seinem Arbeitspult. Die kleine Öllampe beleuchtete schwach das Blatt, auf dem er schrieb. Da trat einer der Geschäftsfreunde der Firma ins Kontor. Als er sah, daß der Lehrling allein war, kam er dicht heran und erblickte die fremden Buchstaben auf dem Papier.

„Höre, George“, sagte er leise, „ich korrespondiere auch mit Petersburg. Mein Übersetzer hat mich im Stich gelassen. Willst du nicht dessen Arbeit mit übernehmen? Es soll dein Schaden nicht sein!“

Georg sah den Kaufmann halb erschrocken, halb erstaunt an und wandte ein: „Aber darf ich denn das?“

„Wir brauchen ja deinem Prinzipal nichts davon zu sagen!“

Der Lehrling schüttelte energisch den Kopf. Etwas heimlich tun, das konnte er nicht.

Der Besucher erkannte, was in dem Jungen vorging. „Sei geschickt, George!“ Er tippte auf das Geschriebene. „Für diese Arbeit bekommst du hier nichts. Ich bezahle dir für jeden Brief einen halben Schilling.“ Und da Georg noch immer nicht antwortete, drängte er: „Du willst doch sicher auch einmal ein erfolgreicher Kaufmann werden. Unser erster Grundsatz heißt: ‚Jeder ist sich selbst der Nächste!‘“

Einmal eigenes Geld besitzen! Dieser Gedanke preßte dem Lehrling das Blut in die Stirn. „Aber wie...?“ kam es stockend von seinen Lippen.

„Das laß meine Sorge sein!“ beruhigte ihn der Kaufmann und klopfte dem Jungen auf die Schulter. „Ich kenne die Anne gut, das Mädchen, das deine Kammer sauberhält. Sie wird unser Bote sein.“

So kam es, daß der zwölfjährige Georg zum ersten Mal in seinem Leben über eigenes Geld verfügen durfte. Ehe er schlafen ging, besah er es sich immer wieder und zählte die Schillinge. Er fühlte sich wie Krösus, der König aus dem alten Lydien, und überlegte, was er sich dafür kaufen könnte. Da knurrte sein Magen. Jetzt wußte er es! Am andern Morgen bat er Anne, ihm hin und wieder Backwaren aus der Stadt mitzubringen.

Das Wiedersehen

Georg hatte mit dem Vater zu Neujahr Glückwünsche gewechselt. Sonst hörte er nichts von ihm. Warrington war weit. Georg schrieb auch an die Mutter, doch er erhielt keine Antwort. Im März aber kam Reinhold Forster nach London, um an einer Tagung der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft teilzunehmen. Er besuchte auch Herrn Lewin und erkundigte sich nach seinem Sohn. Der Tuchhändler war des Lobes voll über seinen Lehrling.

Forster nickte dazu nur. Er hatte es nicht anders erwartet. Kühl und unnahbar stand er später Georg gegenüber und erwähnte nichts von dem guten Zeugnis seines Lehrherrn. Es fiel ihm auch nicht auf, wie schmal und abgearbeitet der Sohn aussah. Er eröffnete ihm nur, daß er an die Mutter geschrieben hätte, sie solle alles verkaufen und mit den Kindern nach England kommen. „Ich habe ihr ein englisches Schiff vorgeschlagen, das Mitte Juli ankommen wird. Hier ist die Adresse des Reeders. Wenn es soweit ist, erkundige dich bei ihm, wann der Segler einläuft, und Sorge für Unterkunft und Weiterfahrt der Familie!“

Georg nickte. Er senkte tief den Kopf. Er konnte vor Überraschung und Freude nicht sprechen.

Um so wortreicher gestaltete sich im Juli nach der ersten Umarmung das Wiedersehen am Hafendamm.



Als die Familie kurz darauf in dem kleinen Gasthof saß, musterte die Mutter ihren langentbehrten und aufgeschossenen, dünnen Ältesten mit sorgenvollen Blicken: Seine blassen Wangen waren eingefallen, die Augen dunkel umrändert, die eckigen Schultern hingen eingesunken vornüber. „Du bist krank, Georg!“ sagte sie ihm auf den Kopf zu.

„Aber nein, Frau Mutter!“ widersprach Georg hastig. „Ich fühle mich manchmal nur etwas müde. Es geht bestimmt vorüber.“

„Hast du genug zu essen?“ forschte die Mutter weiter.

„Ach ja“, kam die gedehnte Antwort, und wie zur Entschuldigung: „So wie daheim ist es natürlich nicht.“

„Wird es aber wieder werden!“ entschied Justine Forster energisch.

„Aber ich muß doch drei Jahre lernen.“

„Nicht mehr! Du kommst mit nach Warren—Warren... oder wie das Nest heißt, unter meine Obhut.“

„Aber der Herr Vater!“ widersprach Georg nochmals. Es klang ängstlich.

„Papperlapapp! Du bist auch mein Kind, und ich bin ebenfalls für dich verantwortlich. Zwei Jahre habe ich für die kleine Bande“, sie zeigte auf seine sechs Geschwister, „allein sorgen müssen. Ohne den Vater. Und jetzt gehörst du mit dazu. Morgen früh führst du mich zu deinem Lehrherrn.“

Georg war nicht schlecht erstaunt über das resolute Vorgehen der Mutter, kannte er sie doch aus Nassenhuben nur als fügsame, stille Frau, die zu allem ja und amen sagte, was ihr gelehrter Herr Gemahl anordnete. Der Junge ahnte, daß die Zeit des Verlassenseins und des selbständigen Handelns sie reifer, härter und tatenfroher gemacht hatte.

Frau Justine Forsters Unterredung mit Herrn Lewin dauerte dann auch nicht lange. Sie wußte um Georgs Arbeit und hatte seine Kammer gesehen. Das genügte ihr.

Herr Lewin wollte sich zuerst hinter dem Lehrvertrag verschanzen. Aber er kam schlecht bei der resoluten Frau an. „Schämen Sie sich nicht, ein Kind so auszunutzen und unterzubringen?“

„Aber, Frau Prediger, Ihr Herr Gemahl...“

„Keine Einwände! Entweder Sie geben Georg sofort frei, oder ich gehe zum Gericht.“

Der Tuchhändler rieb sich verlegen die Hände, versuchte zu lächeln und gab schließlich nach.

Georgs Sachen nahm die Mutter sofort mit. Im Zimmer des Gasthofes fiel der Sohn ihr um den Hals. „Ich freue mich ja so sehr! Ich freue mich ja so, daß ich wieder bei dir sein darf!“ Die Mutter strich mit der rechten Hand sacht über sein Haar.

Die lange und holprige Fahrt mit der Postkutsche durch die Täler und über die Berge Mittelenglands bis vor die Irische See war für die wiedervereinte Familie ein frohes und schönes Erlebnis. Mit Ausnahme der kleinen Justine, die auf Mutters Schoß saß, liefen die Kinder oft neben dem Postwagen her, und Georg machte es großen Spaß, mit ihnen tüchtig herumzutollen und zu lachen.

Der Vater wollte noch vor der allgemeinen Begrüßung losdonnern, weil der ungehorsame Bengel Georg ohne sein Einverständnis aus der Lehre fortgelaufen war.

Doch Frau Justine brachte ihren Mann zum Schweigen. Wohl oder übel mußte Vater Forster sich ihren durchaus stichhaltigen Gründen beugen. Ein Arzt bestätigte die Befürchtungen: Georgs innere Organe waren durch das Wachstum, die schwere Arbeit und ungenügende Ernährung zurückgeblieben. Er verordnete: Schonung, Ruhe, Luft und Sonne. Reinhold Forster gab sich sogleich als treusorgender Vater. „Du mußt bald wieder gesund werden!“ sagte er betont freundlich und dachte: Denn ich brauche dich für meine Arbeit hier!

Vorläufig aber hielt Frau Justine Forster die Hände über ihren Ältesten. So verbrachte Georg mit seinen Geschwistern und anderen Spielgefährten heitere, unbeschwerte Tage. Sie streiften in der Gegend einher bis zur nahen Merseybucht.

Zu Beginn des Winters jedoch forderte der Vater den Jungen auf, seinen Unterricht und auch Vorlesungen anderer Professoren zu besuchen. Georg willigte nur allzugern ein, denn er sehnte sich nach geistiger Nahrung, jetzt, da er sich körperlich wieder frischer und wohler fühlte.

Doch sein ungetrübtes Schulleben dauerte kaum ein halbes Jahr. Vor dem Beginn des Sommersemesters geriet Reinhold Forster mit der Leitung des Colleges in Meinungsverschiedenheiten. Der Rektor, ein strenger Puritaner, der für die Reinheit des göttlichen Wortes auf der Grundlage der Bibel eintrat und jede andere wissenschaftliche Auslegung eines Menschen strikt ablehnte, warf Reinhold Forster vor, in den naturkundlichen Vorlesungen gegen diesen Grundsatz verstoßen zu haben, und verlangte, in Zukunft derartige Abweichungen von der in der Anstalt geltenden Lehre zu unterlassen.

Reinhold Forster widersprach lebhaft, führte die Forschungsergebnisse hervorragender Persönlichkeiten an. Doch damit traf er unbewußt den Rektor noch empfindlicher.

„Irrlehren dulde ich nicht an meiner Schule, Herr Professor Forster!“

„Und ich verbitte mir als Wissenschaftler die Einmischung von Nichtwissern!“

Ein Wort gab das andere, Forster brauste unbeherrscht auf — und ging. Er war Amt und Brot los.

Wochenlang schrieb und bewarb er sich um einen neuen Arbeitsplatz. Doch keiner sagte ihm zu. Immer hatte er irgend etwas auszusetzen. Mürrisch öffnete er auch heute einen Brief. Der Leiter einer Internatsschule für Fremdsprachen, die vorwiegend von jungen Leuten aus der Umgebung Warringtons besucht wurde, deren Väter Kaufleute, Unternehmer oder Schiffseigentümer waren, bot Reinhold Forster die Stellung eines Französischlehrers an. Der Prediger warf das Schreiben mit einer abweisenden Handbewegung in den Papierkorb.

Frau Justine bemerkte seinen zornigen Gesichtsausdruck und fragte: „Was ist denn?“

„Fordert mich da ein gewisser Herr Smith auf, an seiner Klippschule zu unterrichten!“ Er lachte verächtlich auf. „Ausgerechnet ich! Ja, was glaubt der eigentlich von mir!“ Die Furchen auf seiner Stirn vertieften sich. Die Halsader schwoll.

„Es wäre immerhin eine Übergangslösung gewesen, lieber

Mann“, antwortete Frau Justine und seufzte leise. „Wir werden die regelmäßige Einnahme vermissen und...“

„Da kann ich mich ja gleich als Pferdejunge verdingen!“ Ein zynisches Lachen unterband jede weitere Entgegnung.

Mutter Forster ging niedergeschlagen in den Nebenraum. Um den Tisch saßen die Kinder. Georg bemühte sich, den Geschwistern die englische Sprache beizubringen. Die Mutter lächelte. Mit welcher Ausdauer und Geduld der Junge lehrte. Die Frau drehte sich wieder der Tür zu und verließ leise das Zimmer. Sie wollte nicht stören.

Georg aber hatte beim Eintritt der Mutter ihr sorgenvolles Gesicht gesehen. Er ging ihr nach und forschte nach ihrem Kummer. Als die Mutter von der freien Stelle sprach, antwortete Georg: „Wissen Sie was, Frau Mutter?“ — es klang fröhlich, daß die Angeredete erwartungsvoll aufblickte — „ich gehe hin!“

„Du?“ Die Frage drückte Zweifel und Besorgnis aus. „Da wären ja deine Schüler älter als du.“

„Was macht das schon! Französisch kann ich bestimmt besser als sie alle zusammen!“

Georg als Lehrer

Der Dreizehnjährige bekam nach eingehender Prüfung die Stelle. Seine Schüler ulkten zwar zuerst über den „Knirps“, staunten dann über dessen Kenntnisse und sein Geschick und ordneten sich der kleinen Persönlichkeit bald von selbst gänzlich unter.

„Du bist ein Prachtkerl, George!“ lobte Herr Smith. „Ältere Lehrer beklagen sich ständig bei mir über die Disziplinosigkeit dieser widerspenstigen, verwöhnten Bengels. Wie bringst du es nur fertig, diese Wildlinge zu zähmen, daß sie dir sozusagen aus der Hand fressen?“

„Ich spiele mit ihnen, Herr Smith!“ Georg lachte und strahlte dabei über das ganze Gesicht.

„Was machst du?“ Herr Smith glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Nun ja, wir schlendern einmal gemeinsam durch die Straßen, kaufen ein, gehen zum Essen, manchmal auch in ein Kaffeehaus, machen eine Vergnügungsreise und was sich gerade so ergibt.“

Herr Smith schüttelte verwundert den Kopf, fuhr sich dann mit der flachen Hand einigemal über seine Glatze und wollte schon Einspruch gegen so absonderliche Lehrmethoden erheben, als Georg rasch hinzufügte: „Natürlich alles nur in Gedanken! Bildlich! Ich skizziere einen Vorgang, über den wir sprechen, an der Tafel, strichle schnell einen Gegenstand, lasse ihn benennen, und vor allem spreche ich mit meinen Schülern immer nur französisch, langsam und deutlich, Worte und einfache Sätze, lasse nachsprechen, antworten, fragen, aufschreiben... Ja, so, wie ich meine Mutter und meine Geschwister mit der englischen Sprache vertraut mache.“

Herr Smith atmete sichtlich auf. Aus dem jungen Mann wird bestimmt einmal etwas Ordentliches! Und als er ging, sagte er wohlwollend: „Hole dir nachher im Sekretariat eine kleine Gehaltszulage ab!“

So war denn Georg zum alleinigen Ernährer der großen Familie geworden. Das Geld gab er bis auf den letzten Penny dem Vater. Von dem kargen Wirtschaftsgeld zweigte die Mutter heimlich für den Sohn ein geringes Taschengeld ab.

Reinhold Forster reiste zunächst einmal nach London, um dort „neue Verbindungen anzuknüpfen“, wie er sich ausdrückte. Er brachte aber nur einige Übersetzungsaufträge von Verlegern mit: französische Reiseberichte aus Indien und Amerika. Er kam mit der Abendpost zurück. Seine erste Frage war: „Wo ist Georg?“ Wilhelm mußte ihn suchen.

„Was ist denn, Herr Vater?“ Erwartungsvoll, noch außer Atem, mit geröteten Wangen, stand Georg vor ihm.

Reinhold Forster hatte die Bücher bereits ausgepackt. Er zeigte auf die Bände. „Sieh her, wieder Arbeit für uns!“

Und Georg wußte es nur zu gut, wenn der Vater „uns“ sagte, dann war es allein seine Arbeit. Er nahm ein Buch in die Hand, blätterte darin, überschlug die Seiten und fragte: „Bis wann muß es fertig sein?“

Der Vater drängte: „Natürlich so schnell wie möglich! Desto früher gibt es Geld!“

Von nun an waren Georgs Nachmittage und Abendstunden wieder völlig mit Hausarbeiten ausgefüllt. Er hockte vor den Übersetzungen. Tag für Tag. Woche um Woche. Und jeden neuen Morgen wanderte er getreulich hinaus zur Smithschen Lehranstalt, die etwa eine halbe Wegstunde weit außerhalb der kleinen Stadt lag und mit ihren Schul-, Wohn- und Wirtschaftsgebäuden einem mittelalterlichen Kloster glich.



Arbeit in London

Die anspruchslose Frau Justine Forster fühlte sich in dem nordenglischen Städtchen ganz wohl. In dem kleinen Haus, das Forster von der Witwe eines Tuchmachers gemietet hatte, und in dem anschließenden Garten konnte sie schalten und

walten, wie sie es gewohnt war. Ihre betont einfache Kleidung, das graue Kleid mit dem kurzen Umhang, das glatte, gescheitelte Haar paßten gut in die streng puritanische Gegend. Gesellschaft suchte und brauchte sie nicht.

Die regelmäßigen Einkünfte Georgs sicherten ein bescheidenes Dasein. Das Leben war hier nicht teuer. Der Fluß und das nahe Meer lieferten Fische, die Weber, die noch zu Hause arbeiteten, die Stoffe zu erschwinglichen Preisen, waren sie doch froh, überhaupt etwas verkaufen zu können, denn die von Hargreaves erfundene Spinnmaschine, die „Spinning-Jenny“, nahm der Handarbeit nach und nach jeden Verdienst.

Nur der Prediger Forster fand sich wieder einmal nicht zu recht. Weder mit den Menschen noch mit sich selber. Mürrisch stand er früh auf, und wenig besser gelaunt ging er abends schlafen. Korrektur und Reinschrift der von Georg angefertigten Übersetzungen langweilten ihn. Oft saß er untätig am Tisch und sah über die Obstbäume des Gartens hinweg in die ziehenden Wolken. Wenn ihn so das Fernweh packte, griff er nach einem blütenweißen Bogen und schrieb in gestochener, ausdrucksvoller Handschrift Briefe nach London, Paris oder Stockholm und suchte auf diese Weise die Verbindung mit der Welt. Er mußte lange vergeblich warten, doch dann schien sich eines Tages sein Wunsch zu erfüllen.

Im Mai 1770 forderte Lord Alexander Dalrymple aus London ihn auf, mit nach Ostindien zu gehen. Einem aufgetakelten Viermaster gleich segelte Reinhold Forster durch das Haus. Die Wellen gingen hoch, überschlugen sich, überspülten jeden Einwand, jede Voraussicht, jede Bitte und Mahnung Frau Justines.

„Ich gehe sofort nach London!“ Und weiter bestimmte der Hausherr: „Ihr kommt nach! Ich werde alles in die Wege leiten, hier kündigen, dort eine Wohnung mieten. Große Umstände macht unser Umzug ja nicht.“

Frau Justine Forster verschluckte die warnenden Worte, die sie auf der Zunge hatte. Sie wußte, jetzt war jeder Wider-

spruch zwecklos. Hier konnte sie sich nicht durchsetzen. Ein bitterer Geschmack stieg in ihr auf. Sie bangte um das Wohl und die Zukunft ihrer Familie.

Nach Wochen schickte Vater Forster aus London einen Wagen, der die Familie mit Hab und Gut holte.

„Wo werden Sie uns abladen?“ fragte Georg den Kutscher, als er die Türme Londons am Horizont erblickte.

„In der Percystraße!“

„Muß ein feines Viertel sein“, sagte Georg zu den Geschwistern, „denn die Percys sind das älteste und berühmteste Grafengeschlecht, dessen Stammesvater 1066 mit Wilhelm dem Eroberer von der Normandie nach England kam.“ Der Kutscher hörte es und grinste. Er sagte nichts.

Als der Wagen dann im Norden Londons durch die enge Straße rumpelte, die den erlauchten Namen trug, vorbei an kleinen Handwerker- und Arbeiterwohnungen, und vor einem schmalen, dreistöckigen Mietshaus hielt, von dem schon der Außenputz abzubröckeln begann, blickte sich Mutter Forster erschrocken um. Unter diesem windschiefen Dach, das Sturm und Regen nur notdürftig abhielt, sollten sie wohnen?

Reinhold Forster, der später aus seinem Hotel in das neue Heim kam, tröstete seine Frau: „Beruhige dich, meine Liebe, es ist nur ein Übergang. Lord Dalrymple hat versprochen, mir vor Beginn unserer Reise einen größeren Vorschuß zu geben, dann bringe ich euch besser unter.“

Doch das Versprechen wurde nicht eingelöst, die Reise nicht unternommen! Die Forsters mußten weiter im schrägen, wurmstichigen Dachgeschoß hausen.

Und Georg saß wieder vom ersten Lichtstrahl eines jeden Tages bis zum späten Abend unter der Öllampe hinter Büchern und übersetzte. Er hatte den Vater gebeten, von jetzt an selbständig arbeiten zu dürfen, und hatte die Erlaubnis sofort bekommen. So verhandelte Georg persönlich mit Verlegern. Als erstes Werk übersetzte er vollkommen allein Lomonossows

„Alte Russische Geschichte“ ins Englische. Das Honorar gab er seiner Mutter. Ganz selbstverständlich.

Auf der Suche nach weiteren Stoffen und Nachschlagewerken lernte Georg den Bibliothekar Bentham kennen. In der Stadtbibliothek saß der kleine, hagere Gelehrte vor einem länglichen Tisch, der voll beladen war mit Büchern, Zeitschriften, Heften, Zeitungen, Ordnern und Mappen. Der Kurzsichtige neigte seinen Kopf mit dem schütterten Haar tief über einen aufgeschlagenen Lederband.

Georg trat zu ihm. Bentham richtete sich auf, sah die beiden Geschichtsbücher, die sich Georg ausgeliehen hatte, und sagte: „Suchen Sie nicht nur in der Vergangenheit, junger Freund. Auch im Heute ist Geschichte!“ Als Georg nicht antwortete, fuhr er unvermittelt fort: „Wissen Sie schon, daß James Cook vorgestern von seiner Reise nach Tahiti, den Gesellschaftsinseln und Australien zurückgekehrt ist? Er und unsere berühmten Botaniker Sir Joseph Banks und Daniel Solander.“

„Oh, das interessiert mich. Erzählen Sie bitte mehr davon.“

Bentham strich sich über seinen Backenbart. Er freute sich, einen so aufgeschlossenen jungen Mann in seiner Bibliothek zu sehen. Wie viele Studenten und Gelehrte kamen und gingen wieder. Sie fragten nach — nichts! Sie lasen nur, was unbedingt zu ihrem einen Studienfach gehörte. Nicht mehr und nichts weiter. Aber der junge Forster war anders: gründlicher; vielseitig interessiert und unersättlich auf allen Wissensgebieten. Hier fiel jeder Satz, jede geschriebene und gedruckte Zeile, jedes gute Wort auf fruchtbaren Boden.

„Wie lange war das Schiff unterwegs?“ kam sogleich die erste Frage.

„Rund zwei Jahre.“

„Und wer ist Cook?“

„Der Sohn eines armen Landmannes. Er fuhr schon als Junge auf Kohlenschiffen, sparte, besuchte die Seemannsschule, er machte als Steuermann den Krieg gegen Frankreich und Kanada mit, war mehrere Jahre auf Neufundland stationiert und

fertigte dort gute Karten von der Halbinsel an. 1769 ernannte ihn die Admiralität zum Leutnant und schickte ihn mit einem Schiff in die Südsee. Ein tüchtiger Kerl!“

„Schade, daß ich nicht mit ihm fahren konnte. Von ihm hätte ich bestimmt viel lernen können.“

Bentham stand auf und klopfte Georg ermutigend auf die Schulter. „Kopf hoch! Was nicht ist, kann noch werden! Vielleicht fahren gerade Sie einmal viel weiter!“

Mit Kapitän Cook unterwegs

Des Bibliothekars Prophezeiung ging in Erfüllung. 1772 wurde James Cook Kommandeur und bekam den Auftrag, zwei Schiffe auszurüsten, um eine Expedition zur Erforschung der Südpolarländer zu unternehmen. Wieder sollten ihn die beiden Botaniker Banks und Solander begleiten. Sie stellten jedoch so hohe Ansprüche, daß die Admiralität verzichtete. Auf der Suche nach Ersatz kam man schließlich, knapp zwei Wochen vor Beginn der Reise, durch Fürsprache Lord Dalrymples, auf Reinhold Forster. Der sagte natürlich bereitwilligst zu, bat nur, seinen Sohn Georg als Gehilfen mitnehmen zu dürfen, was ihm gestattet wurde.

„Frau Mutter, wir reisen wieder!“ Es klang wie ein Jubelruf. Munter und fröhlich, so wie ein Zeisig auf der Kirschbaumspitze sein Lied pfeift.

Justine Forster blickte lächelnd auf ihren Großen. „Ich freue mich für dich, mein Sohn.“

„Und ich kann euch alle beruhigt allein lassen“, erwiderte stolz der Ernährer der Familie. „Denn von den viertausend Pfund, die wir erhalten, bekommen Sie die Hälfte.“ Frau Justine Forster schwieg. Georg erriet ihre Gedanken und fuhr frohgemut fort: „Wirklich, Frau Mutter! So hat es die Regierung angeordnet! Aber nun muß ich mit dem Vater einkaufen.“



Und dann standen Vater und Sohn Tage darauf wieder auf dem Kai von Sheerneß. Sie sahen nicht nach links, nicht nach rechts. Sie hörten kaum das Getriebe des Hafens. Reinhold Forster trug den Kopf hoch. Er fühlte sich wieder jung und voller Unternehmungsgeist. Er faßte seine Reise-

tasche in der Hand fester. Sie kam ihm leicht vor, und er schwenkte sie hin und her. Das große Gepäck war bereits verladen worden.

„Resolution!“ rief Reinhold Forster wie zur Begrüßung den Namen des Schiffes. „Entschluß!“ übersetzte er. „Ein guter!“ vervollständigte er und glückte in sich hinein: „Auch für mich!“

Der Junge blickte seinen Vater von der Seite an. Er denkt immer nur an sich, ging es ihm durch den Sinn. Doch während dieser Reise sind wenigstens die Mutter und die Geschwister versorgt, beruhigte er sich. Dann aber musterte auch er das Schiff. „Wissen Sie, Herr Vater, die ‚Resolution‘ hat die ähnliche Form wie der Lastensegler, mit dem wir damals nach Petersburg fuhren, nur größer, massiger.“

„Recht beobachtet, mein Junge“, lobte heute Vater Forster. „Ich habe mir sagen lassen, daß der Segler tatsächlich als Küstenfrachter gebaut worden ist. Kapitän Cook hat ihn für seine Reise ausgesucht, weil er neben der Besatzung die Lebensmittel und andere Vorräte für mindestens drei Jahre faßt und so flach im Wasser liegt, daß er zur Not auch in kleine, seichte Häfen einlaufen kann.“

Als Kapitän Cook Georg auf dem Schiff begrüßte, starrte der den schlanken Mann mit den großen, hellen Augen in dem wettergebräunten Gesicht wie gebannt an. Der Kapitän zog ihn zur Seite, mäßigte seine lautklare Stimme und sagte: „Du bist der Jüngste auf meinem Schiff. Ich fühle mich für dich besonders verantwortlich. Ich bin jederzeit für dich da!“

Ein Gefühl der Sicherheit durchrieselte den Jungen. Er fühlte sich frei wie die Möwe, die in den Hafen segelte.

Dann trat er zum Vater in die Kabine. Er konnte einen Ruf des Erstaunens nicht unterdrücken. „Beinahe wie zu Hause!“ rief er aus.

In dem niedrigen Raum mit den zwei Bullaugen standen des Vaters eigener Schreibsekretär, an der schmalen Seitenwand übereinandergestellt die Betten, auf der anderen Seite eine

hohe Kiste, wie ein Schrank mit zwei Türen, hellbraun gestrichen, mit dem Forschungsmaterial, wozu auch zwei Vogelvolieren gehörten.

In der Mitte der Kabine, unter einer breitschirmigen Lampe, saß Reinhold Forster auf einem gepolsterten Hocker vor dem runden Tisch und schob gerade den letzten Bissen eines kantigen Schwarzbrottes mit Schinken in den Mund. Aus der geöffneten Reisetasche holte er noch eine Flasche und trank einen kräftigen Schluck. Er nahm von Georg keine Notiz.

Auf dem Fußboden lag der schmale Teppich aus der Wohnstube daheim, den die Mutter zwischen die Decken und Kleidung gesteckt hatte. Er dämpfte nun die zaghaften Schritte des Jungen. Georg hing seinen Mantel an einen Kleiderhaken, verließ leise die Kajüte und ging an Deck, legte einen Augenblick die flache Hand vor die Stirn, um sich vor den Spätnachmittagsstrahlen der Sonne zu schützen, die wenige Stunden vor ihrer Sommerwende stand. Sein Blick fiel auf die Kriegsschiffe der britischen Marine, die auf der Reede vor Anker lagen und dem Hafen auf der kleinen Insel Sheppey ein kriegerisches Aussehen gaben.

Georg schlenderte gemächlich an der Reling entlang, mußte aber bald einer Batterie von vier Kanonen ausweichen, deren Rohre ihm vorkamen wie offene Mäuler gefräßiger, unheimlicher Tiere. Schmale, eiserne Treppen führten nach unten, ins Innere des Seglers. Neugierig blickte Georg in den dunklen Schlund. Da hörte er hinter sich eine Stimme: „Du möchtest wohl gern wissen, wie es im Schiffsbauch aussieht?“

Georg drehte sich um. Es war Kapitän Cook. „Vor allem, was drin ist, Käpt'n“, antwortete der Junge unbefangen.

„Komm mit mir ins Kartenhaus!“ forderte Cook den Wißbegierigen auf. Dort erzählte er bereitwillig: „Neben den Mannschaftsquartieren, den Kabinen der anderen Mitreisenden und der Messe . . .“

„Des Eßraumes“, meinte Georg.

Der Kapitän nickte. „Du weißt also Bescheid. Hast sicher über einige Schiffsreisen gelesen.“

„Nicht nur das“, stellte Georg mit einem gewissen Stolz fest, „ich bin auch schon zu Schiff gefahren.“

„Natürlich, du bist ein Deutscher. Wie wärest du sonst auf unsere Insel gekommen.“

Georg lachte fröhlich. „Das ist nicht alles.“ Und er berichtete von seiner Wolga-Fahrt.

Als er Petersburg erwähnte, horchte Cook auf. „Da bin ich auch schon gewesen. Aber du wolltest doch ganz etwas anderes wissen. So höre: Da unten“, er wies mit dem Zeigefinger auf die Dielung, „haben wir die Bestandteile eines kleinen Fahrzeuges gestapelt, für den Fall, daß wir noch ein Schiff brauchen, sei es für den Handel oder in der Not. Daß wir Netze, Angeln und überhaupt alle Geräte für den Fischfang mitnehmen, brauche ich dir wohl kaum zu sagen. Dann stehen noch in den Kisten verpackt die Tauschmittel für die Naturvölker, die wir überall antreffen werden: bunte Tücher und Schmuckgegenstände, vor allem Eisengeräte und Handwerkszeug. Mit Geld können wir nämlich dort nichts anfangen. Den größten Teil unserer Last nehmen aber die Nahrungsmittel ein: Säcke voll Zwieback, Mehl, Graupen, Erbsen, Reis, Tonnen mit Pökelfleisch und gallertartig eingekochter Fleischbrühe, Speck und sechzig große Fässer mit Sauerkraut...“

„Hm“, versicherte Georg, „das esse ich gern.“

Cook schmunzelte und meinte: „Und wenn nicht, dann müßtest du es hier lernen, weil es das beste Vorbeugungsmittel gegen den Scharbock ist oder den Skorbut, wie diese verdammte Mangelkrankheit auch genannt wird.“

„Mangelkrankheit?“ wiederholte Georg mit fragendem Blick.

„Ja, die Seeleute können ein trauriges Lied davon singen. Wenn sie wochen-, ja oft monatelang nur Pökelfleisch, Erbsen, hartes Brot zu essen bekommen, werden sie matt, arbeitsunlustig, das Zahnfleisch schwillt an. Sie können nicht mehr kauen und bleiben schließlich in den Matten liegen. Dem Kör-

per fehlen einfach die lebenswichtigen Stoffe, die in frischem Gemüse und im Obst enthalten sind. Wir haben zwar Ersatzmittel mit: dreißig Tonnen Malz und auch einige kleinere Fäße mit eingedicktem Zitronen- und Orangensaft. Doch leider für alle zuwenig.“

Da läutete eine Glocke. Helltönend. Sie klang wie vom dörflichen Kirchturm in Nassenhuben.

Das Abendessen! In der Messe machten sich Forsters auch mit dem Maler und Kupferstecher Hodges, dem Arzt Dr. Patton und dem Astronomen Wales bekannt. Georg saß voller Erwartung unter ihnen und nahm alles Neue mit Freude in sich auf. Am nächsten Morgen, noch ehe die Sonne aufging, lösten die Matrosen die Trossen vom Kai und setzten die Segel. Die „Resolution“ nahm Kurs auf Plymouth, wo die „Adventure“, ein Schwesterschiff, unter Kapitän Tobias Furneaux sich ihr anschloß.

Die englische Küste verschwand nach und nach den Blicken Georgs, der zurückschaute und an die Daheimgebliebenen dachte, „bis endlich die Heiterkeit des schönen Morgens und die Neuheit dieser Fahrt durch die noch glatte See die Oberhand gewann und jene trüben Gedanken verscheuchte.“ So schrieb er noch am Nachmittag in sein Reisetagebuch, das er von jetzt ab regelmäßig führte.

Doch dann wurde das Meer stürmischer. Die Wellen schlugen gegen das rollende Schiff. Georg, der sich am Spiel der schäumenden Wasser ergötzte, wurde plötzlich übel. Er schlich hinunter in die Kabine und kroch auf sein Bett. Die Seekrankheit würgte ihm im Hals und lag wie Blei in seinen Gliedern. Patton besuchte den Jungen und gab ihm jedesmal ein großes Glas Portwein zu trinken. Das erwärmte den Magen und stärkte den Patienten. Als das Schiff Madeira sichtete, war er wieder wohlauf. Der Vater stand neben ihm an der Reling.

„Werden wir hier schon ankern?“ fragte Georg.

„Ja, der Kapitän hat uns gestern bei einer Besprechung mitgeteilt, daß er jede Gelegenheit wahrnehmen will, an Land

zu gehen, um Frischwasser, Gemüse und Obst an Bord zu nehmen.“

Da wies Georg lebhaft nach Steuerbord: „Fliegende Fische!“ „Die Tiere suchen in der Luft Sicherheit vor ihren größeren Verfolgern“, erklärte Reinhold Forster.

„Und finden dort neue Feinde“, fuhr Georg fort, „die Möwen.“ „Ja, Junge, sieh darin ein Gleichnis: Wo auf der Erde werden die Kleineren und Wehrlosen nicht von den Größeren unterdrückt, ihrer Habe und ihres Lebens beraubt?“

Zwei Wochen später fanden sie diese Tatsache auf San Jago, einer der vor Westafrika gelegenen Inseln, bestätigt. Nach einem reichlichen Mahl bei einem Kaufmann der portugiesischen Handelsgesellschaft vertraten sich die beiden Forsters in der Siedlung die Beine. Sie trafen auf ärmlich gekleidete, dunkelfarbige Inselleute. Die Kinder liefen nackt vor den elenden Hütten herum.

„So sieht also die Kultur aus, welche die portugiesischen Herren dem Lande brachten“, knurrte Georg bissig.

„Hm, hm!“ Reinhold Forster neigte den Kopf. „Du kennst doch die englischen Moneymaker! Wer Geld haben will, denkt nicht an Humanität! Genauso treiben es die Portugiesen und alle anderen europäischen Kolonialmächte auch.“

„Aber warum arbeiten diese Menschen nicht und erleichtern sich dadurch ihr Los?“

„Müssen sie nicht notwendigerweise in Gleichgültigkeit verfallen, wenn sie im voraus wissen, daß der Ertrag nicht ihnen zugute kommt, sondern einzig nur den Reichtum der Begüterten vermehrt?“

Georg schwieg. Der Vater hatte recht, und die Zustände auf San Jago bewiesen es: Die Gewaltherrschaft der Gouverneure, das Geschwätz der abergläubischen und blinden Pfaffen — überhaupt die Nachlässigkeit der portugiesischen Regierung richtete dieses Inselvolk elend zugrunde.

Und dann zog die „Resolution“ wieder ruhig ihren Kurs. Die Wellen schlugen gleichmäßig gegen die Bordwände. Die Musik

des Meeres begleitete das Schiff. Anheimelnd und unheimlich zugleich.

Der Tag neigte sich dem Ende zu. Aus dem wolkenverhangenen Himmel fiel leichter Regen. Da stiegen in der Ferne die Umrisse der äußersten Südspitze von Afrika auf: das Kap der Guten Hoffnung. Da es unmöglich war, bei zunehmender Dunkelheit in die Tafelbai einzulaufen, gab James Cook Befehl, die Segel zu reffen.

Den Mantelkragen hochgeschlagen, lief Georg an Deck auf und ab und achtete auf alles, was auf dem Schiff und im Wasser vor sich ging.

Da trat der Maler Hodges zu ihm mit den Worten: „Ungemütlich heute!“

„Ja, ich wollte gerade verschwinden. Ist kaum noch etwas zu erkennen.“

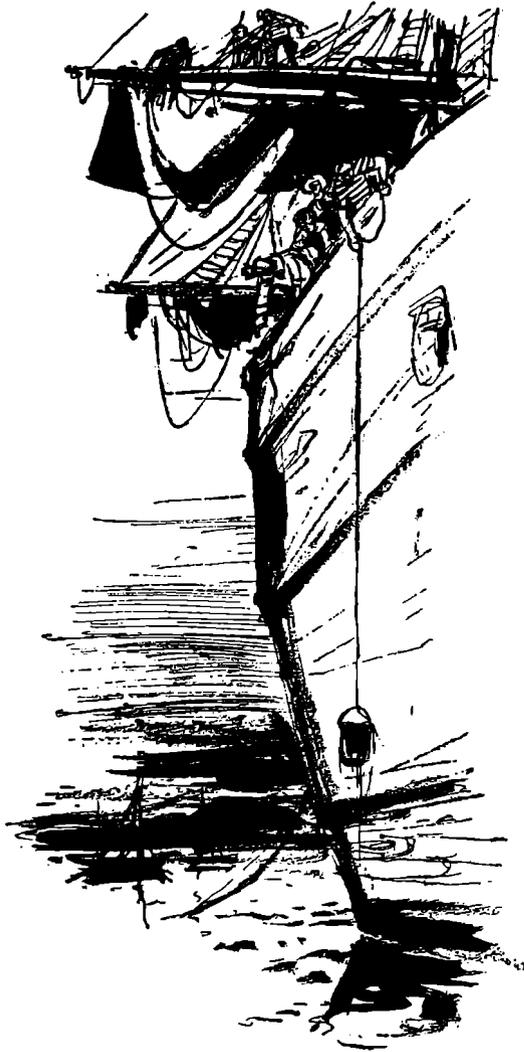
„Warten Sie, wir werden gleich etwas Ungewöhnliches erleben!“ Neugierig folgte Georg dem Maler, der an die Reling trat.

Die Dunkelheit nahm schnell zu. Mit einemmal aber schien es, als finge der Ozean zu brennen an. Ein „Oh!“ entfuhr Georg. Aufgeregt zeigte er auf das Meer. „Sehen Sie nur, Herr Hodges, jede brechende Welle glänzt an der Spitze, als sei sie von Phosphor erleuchtet.“ Er beugte sich nach unten. „Und dort, an der Schiffsseite eine feuerhelle Linie. Ein Wunder!“ Georg trat näher an Hodges und sagte: „Das müssen Sie malen!“

Aber der Maler schüttelte den Kopf. „Kein Mensch, der es nicht selber sah, würde es glauben, sondern als Phantasiegebilde abtun.“

„Trotzdem“, bat Georg, „malen Sie es für sich, für uns. Aber nun entschuldigen Sie mich bitte, ich muß meinen Vater holen.“

Reinhold Forster ließ sich von einem Matrosen Eimer und Seil geben, zog etwas von dem leuchtenden Seewasser herauf.



Es enthielt unzählige glühende Körperchen von wunderlicher Gestalt, die mit großer Geschwindigkeit darin herumschwammen und dabei jenen glänzenden Schein hervorbrachten. Als das Wasser im Eimer sich beruhigte, verminderten sich ihre Funken.

Georg rührte es wieder auf, und als er die Hand herauszog, blieben einige von den hellen Körperchen, die jetzt wieder wie vordem aufflammten, daran hängen. Schnell lief er hinunter in die Kabine, holte das Mikroskop aus dem Schrank und stellte es auf den Tisch unter die Lampe.

Der Vater war ihm gefolgt. Gemeinsam hoben sie die Leuchtkörperchen auf das schmale Objektgläschen. Abwechselnd sahen sie durch das Okular. Es zeigte sich eine kugelförmige Gestalt, bräunlich und durchsichtig wie Gallert mit einer kleinen Öffnung und fünf Darmsäcken darin.

Die Brut einer Medusenart? Oder? fragte sich Reinhold Forster. Er fand aber darauf keine Antwort. Georg verharrte in ehrfürchtiger Bewunderung vor dem geheimnisvollen Walten der Natur.

Die Eisberge

„Gut geschlafen unter dem festen Dach?“ Mit einem freundlichen Lächeln empfing Herr Brand, der Besitzer des Backsteinhauses auf einer sanften Anhöhe, unmittelbar am Strand der großen Bucht, Vater und Sohn Forster.

Die Fenster des Eßraumes gaben den Blick frei über die gepflegten Straßen der kleinen Siedlung bis hinauf zu dem dunklen Tafelberg.

Herr Brand war Kommandant des Forts und vermietete wie alle „edlen Herren“ der Holländisch-Ostindischen Kompagnie Quartiere an Offiziere und Reisende einlaufender Schiffe.

„Oh, es tut gut, wieder einmal in einem Federbett schlafen zu können“, gab Reinhold Forster zurück. „Sie haben sich alle hier am Kap gut eingerichtet.“

„Das darf man wohl sagen!“ Der Holländer strich wohlgefällig über seinen gestutzten Vollbart. „Einhundertzwanzig Jahre gehört uns das Land hier in Südafrika schon. Wir haben die

Zeit wohl genutzt. Unsere Schiffe bringen reiche Fracht in die Heimat: Diamanten, Gold, Kupfer, Wolle, Felle, Getreide...“ Da trat lautlos, auf nackten Füßen, ein schwarzer Bedienter ein und stellte das Frühstück auf den Tisch.

Ein Sklave! dachte Georg. Wie bei den Portugiesen auf San Jago. Was mögen er und seine Brüder, die in den Bergwerken und auf den Feldern für die weißen Herren arbeiten, wohl verdienen? Was blieb in den langen Jahren für sie? Was konnten sie sich schaffen? — Nichts!

Ein späterer Spaziergang durch die Siedlung brachte die Forsters an ein großes Gelände: ein Hospital.

Erstaunt fragte Georg: „Werden in dieser gesunden Gegend so viele Menschen krank?“

„Erkundigen wir uns einmal!“ meinte der Vater.

Sie gingen in das Haus und fragten nach dem Oberarzt. Reinhold Forster sprach ihn in gutem Holländisch an. Der Arzt meinte einen Landsmann vor sich zu haben und gab bereitwillig Auskunft.

„Einheimische? Nein! Unser Hospital ist für Kranke der Kompagnieschiffe bestimmt, die auf ihrer Reise von Holland nach Indien hier anlegen und ständig eine große Anzahl von Kranken an Bord haben.“

„Aber wie ist das möglich?“

„Nun, solch ein Ostindienfahrzeug bringt oft sechshundert bis achthundert Mann Rekruten nach Batavia, dem Haupthafen unserer Kolonie auf Java. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß unterwegs bis zu hundert Mann sterben und daß hier drei- und viermal so viel Kranke ins Hospital eingeliefert werden.“

„Aber...“, warf Reinhold Forster ein.

Und der Arzt, recht froh, sich wieder einmal mit einem gebildeten Europäer unterhalten zu können, fuhr fort: „Die Bewegungsfreiheit der Männer auf dem Schiff ist beschränkt, das Wasser knapp, und an Nahrung wird kaum anderes als Salzfleisch und Zwieback ausgegeben.“

„Dann ist es allerdings kein Wunder, daß so viele draufgehen“,

stellte Reinhold Forster fest und fügte sarkastisch hinzu:
„Aber Menschenware ist ja so billig!“

Der Arzt lachte hellauf. „Sie könnten Kaufmann sein, Mijnheer. Aber sehen Sie sich doch im Krankensaal um.“

Forsters hielten sich darin nicht lange auf. Die Luft, die sie einatmeten, und das Elend, das sie mit ansehen mußten, verursachte ihnen Übelkeit. Nur an einem Bett, dicht an der Tür, blieben die Besucher stehen und fragten den Kranken, wie er hierherkäme.

„Ich bin in Holland weggestohlen worden!“ war die nüchterne Antwort.

Als Vater und Sohn den Saal wieder verließen, sagte Georg:
„Ich glaubte, es gäbe nur Sklavenhandel mit schwarzen Menschen, doch diesen gewissenlosen Seelenverkäufern kommt es nicht auf die Farbe an.“

Eines Abends, kurz vor der Abreise, ließ der Gouverneur von Plettenburg den Gelehrten Reinhold Forster zu sich bitten. Es geschah nicht zum erstenmal. Der deutschholländische Baron liebte die Geselligkeit. Er empfing seinen Gast mit den Worten: „Heute habe ich eine Überraschung für Sie!“ Er wies auf einen schlanken, braungebrannten Mann, Mitte zwanzig. „Das ist Doktor Sparrmann! Er hatte den Wunsch, Sie unbedingt kennenzulernen.“

Forster fühlte sich geschmeichelt und streckte dem jungen schwedischen Gelehrten die Hand entgegen: „Ich freue mich! Aber sagen Sie...“

Sparrmann fiel lebhaft ein: „Ich komme aus dem Landesinnern, wo ich botanische Studien getrieben habe.“

„Und nun?“

„Warte ich auf ein Schiff nach Europa.“

„Wollen Sie uns begleiten? Sie werden allerdings einen kleinen Umweg mit in Kauf nehmen müssen.“

„Warum nicht, wenn Kapitän Cook nichts dagegen hat.“

Und Cook willigte ein.

Ende November verließ die „Resolution“ die Tafelbai und such-

te den Kurs nach Süden. Die Fahrt in die Antarktis begann. Die See wurde immer unruhiger, das Wetter immer stürmischer.

Die Passagiere saßen mit den Offizieren in der Messe und warteten auf das Mittagessen. Georg Förster hatte seinen Platz jetzt neben Andreas Sparrmann. Die beiden Jüngsten unter den Passagieren fanden Gefallen aneinander und suchten jede Gelegenheit, sich zu unterhalten.

„Meine Heimatstadt Upsala liegt auf dem ältesten Boden von Schweden“, erzählte Andreas. „Dort befand sich einst, umgeben von Hügeln, der heilige Hain der Asen, der Götter: ein mächtiger Holzbau, dessen Dach von reinem Gold in der Sonne funkelte und glühte wie das himmlische Feuer selbst.“ Georg saß still und lauschte. Er sah alles deutlich vor sich und malte sich in Gedanken die Schönheiten des fernen, fremden Landes aus.

Sparrmann schwärmte weiter: „Im Innenraum stehen die aus Holz geschnitzten Bilder der Götter: der einäugige Odin in kriegerischer Rüstung, der Donnergott Thor mit dem Hammer und Frey, der anmutige Gott des Friedens und des Wohlstandes. Ihm haben wir wohl viel zu danken. Denn unser Land ist wunderbar und reich. Komm mit mir, wenn diese Reise zu Ende ist.“

Georg hatte mit glänzenden Augen zugehört. Doch ehe er antworten konnte, kam der Koch mit der großen Suppenschüssel herein. Er wollte das Gefäß gerade auf die Platte des im Boden fest verankerten Tisches stellen, als sich mit einem Ruck die Steuerbordseite des Schiffes hob. Die Blechschüsseln und Löffel klapperten auf die Dielen. Die Männer hielten sich am Tisch fest, nur der Koch jonglierte so geschickt mit seiner Terrine, daß kein einziger Tropfen vom Erbsengericht überschwappte. Dabei zog er ein so komisches Gesicht, daß die Anwesenden in lautes Gelächter ausbrachen und ihre groben Späße mit ihm trieben.

Georg aber wandte sich Sparrmann zu. Er war noch immer

bei den schwedischen Mären und kümmerte sich wenig um das Schwanken des Schiffes. Er sagte verschmitzt lächelnd: „Und das war die Midgardschlange deiner Sagenwelt, die sich ihren Buckel an unserm Kiel reiben wollte!“

In der Nacht darauf wurde ein Unteroffizier, der mit seinen Kameraden in einer Kabine schlief, plötzlich durch ein Rauschen wach. Sogleich weckte er die anderen und rannte zum wachhabenden Offizier, Der alarmierte das ganze Schiff. Alle eilten zu den Pumpen. Die Matrosen arbeiteten mit vollen Kräften. Doch das Wasser nahm nicht ab. Man befürchtete ein Leck an der Bordwand und war auf das Schlimmste gefaßt. Gebete wurden gemurmelt, Flüche ausgestoßen, bis einer die erlösende Nachricht brachte: „Das Wasser drang durch ein geöffnetes Bullauge in die Vorratskammer ein. Ich habe es verschlossen.“

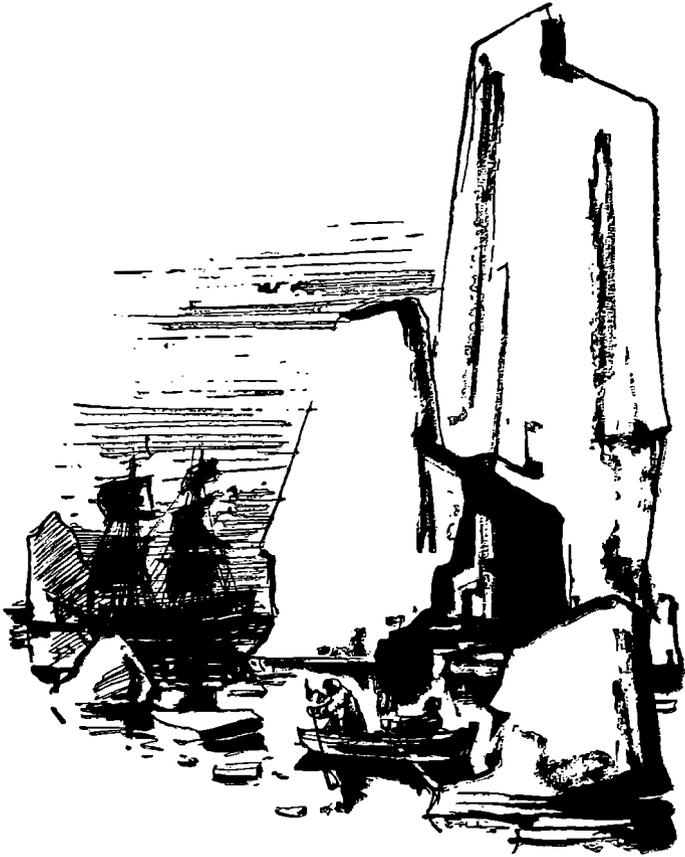
Die Männer atmeten auf, denn das überflutete Schiff wäre unfehlbar verloren gewesen.

Mitte Dezember kam das erste Eisfeld in Sicht. Dann wuchsen die zusammengefrorenen Wasserblöcke zu Eisbergen an. Der Wind wehte von Norden. Das Eis aber schwamm in entgegengesetzter Richtung.

Reinhold Forster sprach mit dem Astronomen. „Es muß eine uns unbekannte Strömung vorhanden sein, Mister Wales. Wir müßten sie feststellen und ihre Schnelligkeit messen. Kommen Sie mit? Es ist zwar etwas neblig, aber das Meer liegt still. Das Vorhaben scheint mir daher ungefährlich.“

Die Männer ließen sich in einem Ruderboot mit ihren Instrumenten hinabseilen und machten sich an die Arbeit. Längere Zeit waren sie mit dem Messen der Strömung und der Wassertemperatur in verschiedenen Tiefen und mit dem Aufschreiben der Zahlen so beschäftigt, daß sie von ihrer Umgebung keinerlei Notiz nahmen.

Da richtete sich Reinhold Forster einmal auf. Der Nebel war dichter geworden, die Sicht durch Eisberge versperrt. „Wo ist unser Schiff?“



Wales wurde durch den ängstlichen Ruf hochgerissen. Seine Augen flackerten, als er den Nebel zu durchdringen suchte. Er legte die hohlen Hände um den Mund und wollte um Hilfe rufen, aber er brachte nur einen heiseren, dumpfen Schrei heraus.

Forster griff zu den Rudern. Hastig nahm der Astronom das zweite Paar. Sie ruderten, schweigend, verbissen. Schweißtropfen standen auf ihren Stirnen.

Wales wies nach vorn: „Dort!“ Seine Stimme klang zuversichtlich. „Das Schiff!“

Aber als sie näher kamen, sahen sie . . . einen Eisberg! Sie umfuhren ihn. Ein zweiter Koloß stieg vor ihnen auf. Ein dritter. Und noch einer. Sie befanden sich jetzt in einem hohen, hellen, eiskalten Labyrinth, in dem Totenstille herrschte, das sich gespenstisch jede Sekunde veränderte und das sie in ihrem kleinen Boot zu zermalmen drohte.

Reinhold Forster ließ ermattet die Ruder sinken. „Es ist aussichtslos“, murmelte er mit tonloser Stimme. „Lassen wir uns einfach treiben. Geben wir uns in Gottes Hand!“ Der Prediger ließ sich ein wenig vornüber fallen und bewegte, wie im Gebet, die farblosen Lippen.

Wales sank stöhnend in sich zusammen und schloß vor Erschöpfung und Mutlosigkeit die Augen.

Waren es Minuten? Stunden? Ein Tag und eine Nacht? Schon eine Ewigkeit? Wie lange wohl verharrten die beiden Männer in ihrer Teilnahmslosigkeit? Da schreckte sie plötzlich ein Glockenton auf. Erwachten sie aus einem bösen Traum? War es ein Geisterspuk? Ein Trugbild? Beiden erschien es so unwirklich, daß sie nicht wagten, sich zu rühren. Dann aber klang es deutlicher. In den Ohren der Männer jubelte und sang es. Sie spürten neue Kraft in sich, als sie ungeschickt und verkrampft die Ruder ins Wasser patschen ließen. Aber noch immer standen nur Eisschollen vor ihnen. Sie ruderten jetzt wie besessen. Die Wäsche klebte auf ihrer Haut. Sie riefen immerfort. Schrien, bis sie heiser waren und kein Ton mehr aus ihren Kehlen drang.

Da schwieg plötzlich die Glocke. Ein Schauer kroch über die Rücken der Einsamen, und blinde Wut bemächtigte sich ihrer. Sie ruderten um ihr Leben. In höchster Verzweiflung über-sahen sie dann beinahe die hohe, dunkle Wand, die vor ihnen aufstieg: den Bug der „Adventure“!

Als Furneaux' Männer die Erschöpften an Bord gezogen und mit Rum gestärkt hatten, ließ der Kapitän des Schiffes durch

einen Kanonenschuß die „Resolution“ verständigen, und als auf die gleiche Weise die Antwort kam, näherten sich die beiden Schiffe. Forster und Wales kehrten auf ihr Schiff zurück. Georg fiel seinem Vater weinend und zugleich lachend um den Hals. Es war das erste Mal, daß er um ihn gebangt hatte. Inmitten der Bergwelt von Eis feierte die Besatzung der „Resolution“ Weihnachten. In der Offiziers- und Mannschaftsmesse saßen die Männer unter den vorsorglich aus England mitgenommenen Mistelzweigen vor den gefüllten Groggläsern. Die nachdenkliche Stille, die anfangs herrschte, wurde bald abgelöst durch lautes Reden, Lachen und Singen.

Georgs Gedanken aber waren daheim bei seinen Lieben. In sich gekehrt und ernst saß er da. Seine schlanken Finger drehten mechanisch die blanken Knöpfe seiner Jacke.

Cook, der ihn beobachtete, hob sein gefülltes Glas und rief dem Jungen zu: „Nicht zurückdenken, George! Vorwärts leben mußst du! Stoß mit mir an!“

Verwirrt gab Georg Bescheid, faßte sich dann und erwiderte: „Auf den antarktischen Kontinent, Käpt'n!“

„Und die Eskimos am Südpol!“ gab der Schiffsführer launig zurück.

Damit war das Stichwort gegeben: „Hinter dem Eis!“

Die Männer sprachen laut durcheinander: „Unsere ‚Resolution‘ schiebt sie beiseite! — Nicht zu früh jubeln! — Wir werden es schaffen!“

Wales stand auf und sagte: „Wenn Käpt'n Cook dann von dem König geadelt wird, baut er sich ein Schloß!“

„Prosit, Sir!“

Lange noch saßen die Männer in dieser stillen Heiligen Nacht beisammen und schmiedeten Zukunftspläne.

Bis Mitte Februar versuchte Cook, die gewaltigen Eismassen zu umschiffen. Er ließ loten und wieder loten, doch die Meerestiefe änderte sich nicht. Stundenlang stand er mit dem Fernrohr auf der Brücke und beobachtete die Gegend. Immer das gleiche Bild: Eis und noch einmal Eis! Nur daß sich die

Gestalt der Berge wandelte: hohe und spitze wie Kirchtürme, breite mit grottenartigen Vertiefungen, menschen- und tierähnliche Formen.

Dann aber tauchten Seevögel auf, Meerschweine, Seehunde, Walfische umkreisten das Schiff. Es mußte Land in der Nähe sein!

Bisher war die „Adventure“ noch immer in Sichtweite gewesen. Da setzte starker Nebel ein. Das Begleitschiff verschwand und erschien nicht wieder. Cook ließ in kleineren Abständen einen Kanonenschuß abfeuern und nachts Leuchtfener anzünden. Aber Kapitän Furneaux gab keine Antwort. „Ist sie auf Land gestoßen? Vor Anker gegangen?“ fragte Georg den Vater. Und nachdenklich sprach er weiter: „Möglich wäre es. Ich sah Pinguine und Haubentaucher und...“

„Unsinn!“ unterbrach brummend der Vater. „Der Südkontinent existiert nur in Cooks Phantasie!“ Reinhold Forster hatte sich deswegen schon mit dem Kapitän überworfen.

Georg schwieg. Er wußte, daß der Vater auch seinetwegen mit Cook in Streit geraten war, Forster sah es nämlich nicht gern, wenn sein Sohn — der Gehilfe — ihm — dem Forscher — vorgezogen wurde. Er allein wollte auch hier im Mittelpunkt stehen. So wagte Georg nichts mehr über Cook zu sagen, damit er den Herrn Vater nicht noch mehr erzürnte.

Erst als sich bei den Matrosen Anzeichen von Skorbut zeigten und die von England mitgenommenen Schafe, Schweine und Ziegen vor Kälte eingingen, gab Cook Befehl, nach Norden zu segeln und Kurs auf Neuseeland zu nehmen.

Offiziere und Mannschaften atmeten auf. Der ständige Regen, Hagel und Schnee, die Arbeit an dem eisüberzogenen Tau- und Takelwerk, den Segeln, die teilweise in Fetzen herunterhingen, und das Gehen auf dem glatten, oft schiefliegenden Deck hatten sie körperlich geschwächt und zermürbt.

Ende Mai 1773 kam das Schiff in der Bucht an, die Cook auf seiner ersten Reise entdeckt und der er den Namen Duskybai, Trübe Bucht, gegeben hatte. Einhundertzweiundzwanzig

Tage waren sie seit Verlassen der Tafelbucht auf offener See gewesen. Die Menschen erblickten endlich wieder grüne Bäume und am heiteren Himmel die warme Sonne.

Kaum war der Anker gefallen, beeilten sie sich, an Land zu kommen, mit Jagdflinten, Angeln und Netzen, Wassereimern und mit Beilen und Äxten, um Holz zu fällen für den Lagerplatz.

Nach sechs Wochen hatte sich der Gesundheitszustand der Kranken, die Schwäche der Mannschaft durch die frischen Lebensmittel und die heilende Sonne so weit gebessert, waren auch die Schäden am Schiff behoben worden, daß der Kapitän die Weiterreise befahl.

In Charlottensund, einer Bucht im Norden Neuseelands, trafen die Reisenden wieder mit der „Adventure“ zusammen. Gemeinsam setzten sie die Reise durch die Cookstraße, die der Kapitän auf seiner ersten Reise entdeckte, in östlicher Richtung fort, den unerforschten Teil der Südsee zu untersuchen.

Tahiti

Eines frühen Morgens im August sighteten die Weltreisenden die Insel Tahiti. Am Abend nach der Landung schrieb Georg Forster in sein Tagebuch:

„Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten. Sie glühten bereits im ersten Morgenstrahl der aufgehenden Sonne. Unter ihnen erblickte das Auge Reihen von sanft abfallenden Hügeln, die gleich den Bergen mit Wäldern bedeckt und mit verschiedenem anmutigem Grün und herbstlichem Braun schattiert waren. Davor lag die Ebene, von tragenden Brotfrucht bäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit emporragten. Noch schien alles im tiefsten Schlaf zu liegen. Stille Schatten schwebten über der Landschaft. Allmählich wurden

unter den Bäumen eine Menge von Häusern sichtbar, auch Kanus, die auf den sandigen Strand gezogen waren. Nun fing die Sonne an, die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten. Die Aussicht begann zu leben.

Kaum wurden wir bemerkt, eilte alles an den Strand herab. Einige stießen Kanus ins Wasser, um zu uns heranzurudern. Zwei mahagonibraune, schwarzhaarige Männer saßen darin. Sie trugen eine Art Turban auf dem Kopf und ein Stück buntes Zeug wie eine Schärpe um die Hüften gewickelt. Sie grüßten uns wiederholt mit einem lauten ‚Tayo!‘, das soviel zu heißen schien wie ‚Willkommen!‘, und schwenkten ein großes, grünes Blatt in der Luft. Sie ruderten dicht an unser Schiff heran. Wir ließen ihnen Glaskorallen, Nägel und Medaillen herab. Als Gegengeschenk erhielten wir ein Pisangblatt, das ihnen ein Sinnbild des Friedens war.

In weniger als einer Stunde umgaben uns Hunderte von Fahrzeugen mit Männern und Frauen. Die Leute hatten so viel Sanftes in ihren Zügen als Gefälliges in ihrem Betragen. Sie brachten uns Kokosnüsse, Pisange* und Brotfrüchte. Wir gaben Perlen, Stoffe, Fischangeln und Äxte. Es war eine neue Art von Messe auf dem Wasser. Ich fing an, durch die Kajütenfenster um Naturalien zu handeln. Frauen, Blumen im Haar, in knielangen, farbenprächtigen Gewändern, ein durchsichtiges Nesseltuch wie eine Tunika um den Leib geschlungen, boten mir Vögel und Fische an. Es dauerte nicht lange, hatte ich eine ganze Anzahl beisammen. Die Fische waren von ausnehmender Schönheit. Ich malte sie sofort, weil die Farben mit dem Leben schwanden. Als ich mit meiner Arbeit fertig war, ging ich an Deck und lehnte mich an die Reling. Vor mir paddelte ein Knabe von ungefähr sechs Jahren in einem kleinen Kanu umher. Erwartungsvoll sah er zu mir herauf. Ich zog drei rotgefärbte Korallen aus der Tasche und warf sie hinunter. Doch ich verfehlte das Kanu. Das Geschenk ver-

* Bananen.



schwand im Wasser. Ohne Besinnen sprang der Junge hinterher, tauchte und holte die Perlen wieder herauf. Lachend zeigte er sie mir. Um diese Geschicklichkeit zu belohnen, griff ich wieder in die Tasche. Ein Offizier und mehrere Matrosen gesellten sich zu mir. Das bewog eine Menge von Männern und Weibern, uns ihre Fertigkeit im Wasser ebenfalls zu zeigen. Sie holten nicht nur einzelne Korallen, sondern auch schwere Nägel wieder herauf, obgleich diese sehr schnell in die Tiefe sanken. Manchmal blieben sie lange unter Wasser. Am mei-

sten aber bewunderten wir die außerordentliche Geschwindigkeit, mit der sie zum Grund hinabschossen, was wir bei dem kristallklaren Wasser deutlich beobachten konnten.

Später kamen Inselleute an Bord. Wir unterhielten uns durch Gebärden, von fröhlichem Lachen unterbrochen. Da sie merkten, daß wir Lust hatten, ihre Sprache zu lernen, unterrichteten sie uns, benannten Gegenstände, auf die sie zeigten, und freuten sich, wenn wir ein Wort richtig aussprechen konnten. Mir selber schien keine Sprache leichter als die tahitische.“

Am folgenden Tag, gleich nach dem Frühstück, fuhr Georg mit Sparrmann an Land. Mit Botanisiertrommel und Vogelflinte. Sie eilten vom sandigen Strand nach den Plantagen, die vom Schiff her so reizend aussahen. Bald befanden sie sich in einem Wald von Brotfruchtbäumen, und dann tauchten Hütten auf, die halb versteckt unter Buschwerk lagen. Hohe Kokospalmen ragten weit über die anderen Bäume empor und neigten ihre hängenden Wipfel auf allen Seiten gegeneinander hin. Der Pisang prangte mit seinen schönen, breiten Blättern und den traubenförmigen Fruchtständen. Vom dunkelgrünen Laub schattenspendender Bäume lockten goldgelbe Äpfel. Sie pflückten davon. „So würzig und saftig wie Ananas“, sagte Georg kauend.

Sparrmann hatte den Mund so voll, daß er nur nicken konnte. Er war an einen Maulbeerbaum getreten und versuchte, mit der freien Hand ein Stück Rinde abzuziehen.

Da Georg schon erfahren hatte, daß die Inselbewohner sich aus diesem Baumstoff ihre Kleider anfertigen, fragte er: „Willst du dir ein tahitisches Gewand schneiden?“

„Wenn ich hierbleiben könnte, dann ja!“ war die Antwort. „Diesen Menschen hier wächst alles zu: die Nahrung und die Kleidung.“

„Vergiß die Behausungen nicht“, ergänzte Georg. „Breite Blätter des Palmenußbaumes dienen als Ziegel, Stämme des Brotfruchtbaumes sind die Pfeiler. Das Paradies ist vollständig. Denn auch die Menschen, die mit übereinandergeschlagenen

Beinen vor den Hütten sitzen, tun nichts weiter, als ihre glücklichen Tagesstunden zu verplaudern.“

Georg und Andreas suchten nach Pflanzen. Sie fanden viele, welche die Naturforscher bis jetzt noch nicht kannten. Bald waren ihre Trommeln gefüllt. Nur die Flinten hingen nutzlos auf ihren Schultern, denn die Vögel, die um sie herum so fröhlich zwitscherten und sangen, vermochten sie nicht zu töten. Die kleinen saphirblauen oder grünlichen, rotbetupften Papageien, die dunkelgrünen Eisvögel mit den schneeweißen Kehlen, die verschiedenartigen Tauben, der große Kuckuck, der Reiher, der gravitatisch am Bach nach Muscheln und Schnecken suchte, alle waren so zutraulich, daß es den beiden jungen Menschen weh getan hätte, ihnen ein Leid zuzufügen. Da hörten sie aus der Ferne ein leises Klopfen. Sie gingen dem Schall nach und gelangten an einen kleinen Schuppen.

Fünf Frauen saßen um einen viereckigen Balken und klopften die faserige Rinde von jungen, daumendicken Maulbeerbäumen. Sie hielten mit der Arbeit inne, damit die Fremden alles betrachten konnten. Die Hämmer bestanden aus einem festen Stück Holz, in die der Länge nach parallele Furchen eingeschnitten waren. Auf der Erde standen Kokosnußschalen mit Leimwasser, womit die Rinde von Zeit zu Zeit besprengt wurde, um die Fasern zu einer zusammenhängenden Masse zu binden.

„Das ist also eine tahitische Weberei!“ Sparrmann hieb mit einem Holzhammer auf die Rinde los. Die Frauen lachten laut. Georg und Andreas setzten ihren Weg langsam fort. Vor einem Dachhaus trafen sie auf einen Mann im mittleren Alter, der lang im Schatten lag. Auf der Brust des Ruhenden saß ein zahmer Papagei und schnarrte den Ankommenden ein „Tayo!“ entgegen.

Der Tahitier lud die Besucher freundlich lächelnd ein, neben ihm Platz zu nehmen. Dann stand er auf, ging ins Haus und kam mit gebackener Brotfrucht und Äpfeln zurück, servierte die Speisen auf Pisangblättern und bat zuzulangen.

Es schmeckte den Geladenen, wie Georg es ausdrückte, „herzlich wohl“. Schließlich brachte der Gastgeber Kokosnüsse, die er mit den Zähnen öffnete. Den kühlen, hellen Saft goß er in eine reine Nußschale und reichte sie zuerst Dr. Sparrmann als dem Älteren. Die so reichlich Bewirteten belohnten diese Gastfreundschaft mit Glaskorallen und Nägeln.

Zur Mittagszeit kamen die beiden wieder an Bord. Der Kapitän hatte die Söhne eines früheren Bekannten, der inzwischen verstorben war, zum Essen eingeladen. Die Gäste aßen von allem, das Pökelfleisch aber ließen sie unberührt. Nach Tisch nahm einer die Gelegenheit wahr, ein Messer und einen zinnernen Löffel zu mausen, trotzdem der Kapitän ihnen ohne Gegengabe eine Menge von Sachen geschenkt hatte.

Als die Dieberei entdeckt wurde, sprang der junge Mann über Bord, schwamm nach dem nächsten Kanu und ließ sich darin ruhig nieder. Er fühlte sich sicher.

Kapitän Cook jedoch, über das Betragen sehr wütend, schoß eine Flintenkugel über den Kopf des Inselmannes. Der Dieb verschwand im Wasser und kippte das Kanu um. Jetzt feuerte auch einer der Offiziere. Der Mann aber tauchte und zog das Kanu mit sich fort.

Erst als der Kapitän ein Boot bemannen ließ, gab der Taucher sein Fahrzeug preis, schwamm unter Wasser weiter und entkam durch die Brandung an den Strand. Seine Landsleute warfen mit Steinen nach den Matrosen. Da wurde ein Vierpfünder gegen sie abgefeuert. Das half. Im Nu war der ganze Strand leer.

Georg und Sparrmann waren jeden Tag unterwegs. Sie entdeckten immer neue Schönheiten der Natur. Doch auch Ungutes bei den Menschen. An einem Seeufer trafen sie auf ein Haus. Unter dem breiten Dach lag ausgestreckt ein sehr fetter Mann, den Kopf auf ein Holzgestell gelehnt, die unmenschlich langen Hände auf den Bauch gelegt. Neugierig blieben die beiden Freunde stehen, sahen näher hin und erkannten, daß

es die nie beschnittenen Fingernägel waren, die solche Mißgestalt vortäuschten.

„Das Recht des vornehmen Mannes, der damit allen sichtbar machen will, daß er nicht zu arbeiten braucht“, bemerkte Sparrmann spöttisch.

„Und der sich sogar füttern läßt!“ Georg zeigte auf eine Dienerin, die neben ihren Herrn trat und ihm von einem großen gebackenen Fisch und von Brotfrüchten eine gute Handvoll ins Maul stopfte. Zwei Diener waren damit beschäftigt, in einem hölzernen Trog Pisange in Kokosmilch zu zerstampfen. Sicherlich für den Nachtmahl des feinsten Fressers.

Die Fremden würdigte der Dicke kaum eines Blickes, und einsilbige Wörter, die er unter Kauen zuweilen hören ließ, waren nur Befehle an seine Leute, damit sie über dem Hin- und Hergehen nach den Reisenden das Füttern nicht vergessen sollten.

Das große Vergnügen, das Georg und Sparrmann besonders heute wieder auf dem Inself Spaziergang empfunden hatten, wurde durch den Anblick und das Betragen dieses vornehmen Mannes nicht wenig gemindert.

„Ich meinte auf dieser kleinen Insel endlich einen Winkel der Erde ausfindig gemacht zu haben, wo in einer ganzen Nation eine gewisse Gleichheit herrscht“, erklärte Georg, „aber es gibt auch hier Menschen, die ihr Leben in der üppigsten Untätigkeit ohne allen Nutzen für die Gesellschaft ebenso schlecht hinbringen wie jene privilegierten Schmarotzer in gesitteten Ländern, die sich mit dem Fett und Überfluß des Landes mästen, indes der fleißige Bürger im Schweiß seines Angesichts darben muß.“

Der Verkehr zwischen der Schiffsbesatzung und den Inselleuten wurde immer lebhafter. Beide Teile lernten sich miteinander verständigen, und die Eingeborenen deuteten die Personennamen nach dem Klang der englischen Sprache um. So nannten sie Kapitän Cook „Tuti“, Sparrmann „Pamani“, Reinhold Forster „Matara“ und Georg „Teori“.

Eines Tages wanderten Georg und Andreas in den Bergen und waren auf der Suche nach einer Adlerart. Da kam ein wohlgekleideter Mann das Tal herauf. Ihm zur Seite schritt ein Mädchen in rotbetupftem Kleid. Mehrere Begleiter folgten ihnen.

„Wer mag das sein?“ fragte Sparrmann. „Er sieht aus wie ein Erih, ein Häuptling.“

Georgs Blicke waren noch zu den Höhen über den Wäldern gerichtet, und so antwortete er kurz: „Weiß ich nicht.“

Da aber rief eine tiefe Baßstimme: „Tayo, Teori!“

Jetzt wandte Georg den Kopf und erkannte den Tahitier. „Es ist Oradi!“ sagte er zu Andreas Sparrmann, „der reichste Landeigentümer im Tal. Er ist schon öfters bei Cook gewesen. Dort lernte ich ihn kennen. Aber das Mädchen habe ich nie gesehen. Es ist sehr schön!“

Oradi war näher gekommen. „Begleitet uns in meine Hütte, du und dein Freund. Ich nehme an, es ist Pamani. Ruht euch bei mir aus, bei Kokosnüssen und Brotfrucht.“

Georg wandte sich an Sparrmann. „Wer kann der freundlichen Bitte widerstehen? Müde sind wir auch. Und Oradi würde es uns gewiß verübeln, wenn wir ...“

Andreas lächelte verschmitzt. „Dich haben wohl mehr die kühnen Augen des Mädchens gefangen. Also gehen wir mit ihnen. Es wird ja nicht weit ins Tal sein, und vor Nacht erreichen wir auf jeden Fall den Strand.“

„Nun, Teori, komm, ich führe dich, gib mir deine Hand!“ Die Stimme des Mädchens klang einschmeichelnd warm.

Georg sah ihr in die von dunklen Brauen umrahmten Augen.

„An deiner Hand werde ich nicht mehr müde sein ...“

„Nenne mich Imiroa! Aber was ist das? Du hast ja einen wehen Finger?“

„Der Nagel war zerquetscht. Das wird wieder besser.“

„Aber warum sind deine Nägel so kurz? Sieh, meine sind alle glatt und lang. Bist du kein Freigeboener?“

„Bei uns beschneidet sich jeder die Nägel, selbst der König.“



„Ich wußte das nicht, lieber Teori. Deine Hand ist so weiß und meine so gelb, und du hast keine schwarzen Pünktchen drauf. Bist du nicht tätowiert?“

„Keiner von uns ist es! Aber deine Hand ist dennoch schön!“
Georg nahm ihre Finger und hielt sie fest.

Imiroa sah sich um und winkte einem Mädchen, das einen Korb mit Äpfeln trug: leuchtend gelbe mit zarten rosa Tüpfelchen. Sie nahm den größten heraus und begann ihn zu schälen, wobei sie den Nagel des rechten Zeigefingers als Messer benutzte.

Sparrmann scherzte: „Die langen Nägel sind augenscheinlich gar nicht so unnütz, wie die Menschen, die sie hier tragen.“

Imiroa bot erst Georg, dann auch Andreas einen Apfel auf

ihrem alabasterfarbenen Handteller an. Es waren wohlschmeckende, saftreiche Früchte.

Wenn wir doch auch tahitisch zu danken wüßten, überlegte Georg, wobei er fragend Imiroa ansah. Als hätte sie die Frage erraten, sprach das Mädchen: „Genießen ist danken!“

„Ich sollte meinen, in der Sprache der Götter, die wir nicht verstehen, ist es das Nämliche“, sagte er leise zu dem Freund. Da war wieder Oradis Stimme zu hören: „Tragt die Fremden über den Bach! Ihre Füße sind bekleidet. Sie könnten sonst naß werden!“

„Ich trage dich, Teori!“ bestimmte das Mädchen.

„Oder ich dich!“ wehrte sich Georg.

„Nein! Auf den schlüpfrigen Steinen kannst du nicht Fuß fassen. Laß mich!“ erwiderte sie energisch und hob Georg auf. „Siehst du, schon springe ich mit dir davon!“ Da waren sie auch bereits mitten im Bach.

Später, beim Abendbrot in der Messe, rührte Georg kaum einen Bissen an. Cook, der Georg gegenüber saß und tüchtig zulangte, fragte: „Nun, noch immer satt vom Besuch bei Oradi? Dort gab es wohl Besseres als bei uns hier?“

Der Junge strahlte den Kapitän an. „Vor allem habe ich viel von dem gebackenen Teig der Brotfrucht gegessen, der nicht nur so gut wie unser deutsches Schwarzbrot schmeckt, sondern auch so satt macht.“

„Mir ist noch nicht klar“, mischte sich Hodges ins Gespräch; „wie dieser durchgesäuerte Brotteig hergestellt wird.“

„Sehr einfach, wie alles auf der Insel!“ erklärte Cook, „die geschälten Früchte werden in eine tiefe, mit Steinen gepflasterte Grube geschüttet und mit Blättern und Steinen zugeeckt. Hier gehen sie in Gärung über und halten sich dann die vier Monate lang, in denen der Brotbaum nicht trägt. Aus dieser Vorratskammer wird dann jedesmal nur so viel herausgenommen, wie zu einem Gebäck nötig ist.“

„Das Backen erfolgt auf stark erhitzten Steinen“, ergänzte der

Maler, „ich habe es gesehen, wie die Frauen faustgroße Klumpen von Teig in Blätter rollten und buken.“

Cook nickte. „Wir nahmen auf unserer ersten Reise solche kleinen Brote mit. Sie hielten sich wochenlang frisch.“

Georg atmete tief und schwärmte: „Glückliches Land, in dem das Brot auf Bäumen wächst!“

„Glücklich und reich!“ bestätigte Cook lebhaft. „Hat jemand in seinem Leben nur zehn Brotbäume gepflanzt, so hat er seine Pflicht gegen sein eigenes und gegen sein nachfolgendes Geschlecht ebenso vollständig und reichlich erfüllt wie ein Einwohner unseres rauhen Himmelsstriches, der sein ganzes Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Sommerhitze geerntet und nicht nur seine Haushaltung mit Brot versorgt, sondern auch seinen Kindern noch etwas an barem Geld kümmerlich erspart hat.“

„Die hervorstechenden Charakterzüge der Menschen, die von der Brotfrucht leben, sind Sanftmut, Liebe und Herzensgüte“, sann Georg weiter und stellte mehr für sich als an seine Umgebung die Frage: „Ob Nahrungsmittel einen noch höheren Einfluß haben, als nur den Körper zu erhalten, ob Sinn und Herz unmittelbar dadurch bestimmt werden können?“

„Leeres Gewäsch!“ wies Reinhold Forster diesen Gedanken seines Sohnes zurück.

Kapitän Cook legte das Messer, womit er sein Brot geschnitten hatte, langsam, ja beinahe behutsam auf den Tisch zurück, als wäre es ein zerbrechlich Ding, und entgegnete: „Die Geschichte der Erzeugnisse des Erdbodens ist tief und innig in die Schicksale der Menschen und in den ganzen Umfang ihrer Empfindungen, Gedanken und Handlungen verwoben. Das Reich der Natur grenzt an den Bezirk einer jeden Wissenschaft. Wer diesen einfachen Grundbegriffen widersprechen wollte, den müßte man fragen, ob nicht bitterer Spott einen Künstler treffen würde, der ein lachendes Antlitz in eine spöttische Fratze verwandelte.“

Georg warf Cook einen dankbaren Blick zu.

Reinhold Forster aber ließ die Gabel und das Messer auf den Blechteller fallen. Das scheppernde Geräusch, das einem höhnischen Gelächter glich, wurde nicht beachtet.

Bei den Menschenfressern

Nach einem Besuch auf den Sozietäts- und den Freundschaftsinseln verließen die beiden Schiffe die tropischen Gegenden des Stillen Ozeans, um während des Sommers wieder den südlichen Teil des Weltmeeres zu untersuchen.

In der Nähe von Neuseeland gerieten sie in einen fürchterlichen Sturm. Die Wellen stiegen so hoch, daß sie beim Brechen durch den Orkan vollständig zu Dunst zerstäubt wurden, durch den dann die Sonne unheimlich blendend glitzerte und gleißte. Das Unwetter wurde immer heftiger. Das Focksegel, das noch als einziges auf der „Resolution“ geblieben war, zerriß. Die Wellen trieben mit dem Schiff ein wildes Spiel, schlugen mit entsetzlicher Gewalt über dem Verdeck zusammen und zerschmetterten, was ihnen in den Weg kam. Die Stricke, mit denen die Kisten und Kasten festgebunden waren, zerrissen.

Als der Sturm sich endlich gelegt hatte, hockte Georg in seiner Kabine. Der überstandene Schrecken saß ihm noch in den Gliedern. Nur mühsam hielt er sein Tagebuch auf den Knien und schrieb mit zittrigen Fingern: „Der Anblick des Ozeans war prächtig und fürchterlich zugleich. Bald übersahen wir von der Spitze einer breiten, schweren Welle die unermeßliche Fläche des Meeres, in unzählbare tiefe Furchen aufgerissen, bald zog uns ein Brecher mit sich in ein schroffes, furchterregendes Tal hinab, indes der Sturm einen neuen schäumenden Wasserberg heranzuführte und das Schiff zu bedecken drohte. Die Nacht vermehrte diese Schrecken. Und um das Maß vollzumachen, mußten wir noch das entsetzliche Fluchen und Schwören der Matrosen mit anhören, die oftmals



Wind und Wellen überschrien. Als es tagte, war die ‚Adventure‘ verschwunden. Wir bekamen sie die ganze Reise über nicht mehr zu sehen. Neun elende lange Nächte blieben wir ein Spielball der Wellen, ohne daß Schlaf in unsere Augen kam. Wir gaben beinahe jede Hoffnung auf.“

Am 1. November erreichte die „Resolution“ endlich die Cookstraße, und bald darauf ging sie in Charlottensund vor Anker. Georg stand auf dem Vorschiff und sah zum Strand hinüber. Er fühlte sich noch immer etwas mitgenommen und sehnte sich, endlich wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. Da wurde er an den Schultern gepackt und herumgedreht. Er wußte sofort, wer es war. So vertraut und jugendlich zugleich behandelte ihn auf dem Schiff nur einer: Cook!

Der Kapitän machte Georg auf einige Kanus aufmerksam. Die rudern den Männer in den Booten waren wie zu einem Fest geschmückt. Ihre grellbunten Gewänder leuchteten, die rotgeschminkten Backen blitzten, und die sonst herunterhängenden Haare waren hoch aufgebunden.

„Gastfreundliche Leute, die uns in ihren besten Kleidern empfangen!“ lobte Georg und beugte sich weiter vor, um noch besser sehen zu können.

„Die Männer kommen von einem Kriegszug. Gleich werden sie anlegen, um uns ihre Beute zum Tausch anzubieten.“

Es dauerte auch nicht lange, da war das Deck besät mit steinernen Äxten, Speeren, Keulen aus Holz oder Fischknochen, bunten Steinen und Stoffen, und der Handel mit den Matrosen begann.

Die Inselleute stolzierten aufgeblasen zwischen ihren Schätzen einher und schwatzten großspurig von ihrer Kühnheit und ihren Erfolgen — bis es dem Kapitän zuviel wurde und er den Befehl gab, das Schiff zu räumen.

Am Nachmittag begab sich Cook mit Patton, Reinhold Forster und einigen Offizieren an Land, um die Pflanzgärten zu besichtigen, die er bei seinem ersten Aufenthalt hatte einrichten lassen.

Patton und Leutnant Pickersgill trennten sich von ihnen, um ein neuseeländisches Dorf zu besuchen. Vor der ersten Hütte sahen sie einen Haufen Eingeweide liegen.

„Die stammen von einem Menschen!“ stellte Patton fest.

Pickersgill schüttelte den Kopf. „Irren Sie sich auch nicht, Doktor?“

„Leutnant, ich bin Arzt.“

Nun kamen Männer auf die beiden zu, die Fleischstücke in den Händen trugen. Bestürzt faßte der Leutnant Pattons Arm.

„Ist das etwa auch...?“

„Ja, auch von Menschen — und der Kopf, den der Alte dort an den Haaren festhält, gehörte einem Jüngling von fünfzehn bis sechzehn Jahren.“

„Dann sind wir also unter die Menschenfresser geraten! Weiß das denn Cook?“ Patton nickte nur.

Jetzt machte der Leutnant mit Worten und Gebärden dem Alten klar, daß er diesen Kopf als besonderes Erinnerungstück mit nach Hause nehmen wollte. Er bekam ihn und bezahlte als Gegenwert — einen Nagel dafür. Nach längerem Fragen erfuhren die Engländer auch, wo der Tote herstammte. Auf einem Kriegszug waren mehrere Feinde erschlagen worden. Aber nur den einen hatten die Heimkehrenden mitnehmen können. Er war dann auch auf der Siegesfeier verzehrt worden.

Auf dem Schiff wurde das seltsame Beutestück mit gemischten Gefühlen betrachtet. Einige nahmen die Tatsache als Sensation auf, andere wandten sich angewidert ab. Manche packte die Wut. „Diese Menschenfresser müßten totgeschossen werden!“ schrie einer. Und ein anderer fuhr dazwischen: „Diese Barbarei ist eine Entehrung der menschlichen Natur!“

In der Offiziersmesse wurde am Abend das Gespräch über das seltsame Ereignis fortgesetzt. Die Männer fragten sich jetzt, worin der Ursprung der Menschenfresserei zu suchen sei.

„Doch wohl in der dringenden Not, in dem Mangel an Nahrungsmitteln.“

„In den Mienen der Neuseeländer am Nachmittag konnte man aber lesen, daß ihnen das Mahl wohl gemundet hatte!“

„Demnach ist der Feind nicht aus bloßer Wut gefressen worden!“

„Vielleicht sind beide Gründe maßgebend gewesen.“

„Die Inselbewohner halten es allem Anschein nach auf keinen Fall für unnatürlich, Menschenfleisch zu essen.“

Georg beteiligte sich nicht an dem Gespräch.

Cook wunderte sich und fragte den Jungen: „Du schweigst dich aus! Hat dir der Abscheu die Worte verschlagen?“

„Käpt'n, ich meine, wir sind zwar Kulturmenschen und keine Kannibalen, gleichwohl finden wir es weder grausam noch unnatürlich, zu Felde zu ziehen und Tausende zu morden, bloß

um den Ehrgeiz eines Fürsten oder die Grillen einer Frau zu befriedigen. Ist es also nicht nur ein Vorurteil, daß wir vor dem Fleische eines Erschlagenen Abscheu haben, da wir uns doch kein Gewissen daraus machen, ihm das Leben zu nehmen? Europäer sind es gewesen, die, wie der Bischof Las Casas berichtet, während der spanischen Eroberungszüge auf dem Boden Südamerikas den Indio-Müttern zum Zeitvertreib die Säuglinge von den Brüsten rissen und den Hunden zum Fraß vorwarfen!“

Mit wachsender Leidenschaft hatte der Neunzehnjährige seine Anklage vorgebracht. Er bemerkte es kaum, daß die anderen in der Runde schwiegen, weil keiner die Wucht der Tatsachen zu entkräften vermochte.

Am Tag darauf wollte Cook mit Georg noch einmal darüber sprechen, er öffnete ein klein wenig die Kajütentür, um ihn zu rufen. Da aber sah er den jungen Mann ganz versunken vor seinem Tagebuch sitzen und schreiben. Behutsam schloß der Kapitän die schmale Tür wieder und ging langsam weiter. Er dachte: Georg arbeitet eisern, notiert sich jede Kleinigkeit, verwertet alle Geschehnisse und Erlebnisse der Reise. Dann arbeitet er für seinen Vater die wissenschaftlichen Untersuchungen aus. Ist Gehilfe und — schon Meister. Und das Sonderbarste: Reinhold Forster findet nie ein Wort der Anerkennung, ja, er scheint es gar nicht zu bemerken, wieviel der Junge arbeitet.

Derweilen notierte Georg Forster: „Heute, am 6. Dezember 1773, ist ein ganz denkwürdiger Tag. Um sieben Uhr abends befanden wir uns $51^{\circ} 33'$ südlicher Breite und 180° Länge, also auf dem unserer jetzigen Heimatstadt London entgegengesetzten Punkt der Erde. Wir waren die ersten Menschen, die diese Stelle erreichten.“

Georg hielt den Schreibstift in der behandschuhten Rechten und träumte sich hinüber auf die nördliche Halbkugel zur Mutter und zu den Geschwistern.

Da schlurfte der Vater in seinen dicken Filzstiefeln in die Ka-



bine. Er riß den Jungen mit lauten Worten hoch: „Bist wieder mal mit den Gedanken daheim, Muttersöhnchen!“

Aber Georg wehrte heute die unfreundliche Frage mit sicherem Ton ab: „Eltern würden mit Recht ihr abwesendes Kind herzlos nennen, wenn es nicht hin und wieder zu Besuch käme.“

Reinhold Forster fuhr den Sohn an: „Ach was! Tränenselige Gefühlsduselelen vertragen sich nicht mit 30⁰ Fahrenheit unter Null.“ Jetzt schwieg Georg. In solcher Stunde mit dem Vater zu rechten war sinnlos.

Bald darauf, in den Weihnachtstagen, die wieder inmitten gewaltiger Eisberge begangen werden mußten, hatte sich Vater Forster eine starke Erkältung zugezogen, bekam Fieber, klagte über starke rheumatische Schmerzen und mußte im Bett bleiben. Er schimpfte dröhnend und polternd über die Eisschollen, die an Bord geholt und versuchsweise zu Trinkwasser aufgetaut worden waren, über die elende Kajüte, in der alles der ständigen Nässe wegen schimmelte und faulte, und pries plötzlich sein warmes Heim in Nassenhuben und London und die mütterliche Fürsorge seiner treuen Frau.

Georg tröstete den großen, starken Mann. „Herr Vater, wir kommen ja wieder aus dem Eis heraus, und dann geht es heimwärts...“

Mürrisch unterbrach ihn der Kranke: „Wie lange soll das aber noch dauern!“ Stöhnend wälzte er sich auf seinem Lager herum.

„Ich schicke dir den Arzt!“ Mit diesen Worten ging Georg aus der kleinen Kabine.

Nachdem er Patton gebeten hatte, nach dem Vater zu sehen, suchte er Sparrmann auf. Der saß in seiner Kabine und las. Eine Lampe brauchte er nicht dazu, denn die Sonne schien jetzt in diesen Breiten sogar um Mitternacht.

„Störe ich?“ fragte Georg höflich.

Sparrmann klappte das Buch zu. „Ich muß sowieso aufhören, denn der Lärm nebenan nimmt überhand. Wie kommen die Matrosen nur zu so viel Branntwein?“

„Sie haben ihn, um heute am Christtag recht voll zu werden, schon wochenlang zusammengespart.“

„Das ist wohl auch das einzige, wofür sie sorgen. Alles übrige kümmert sie wenig oder gar nicht“, antwortete verärgert Sparrmann.

„Ein Matrose, mit dem ich nachmittags sprach, versicherte mir, daß er, solange der Branntwein reiche, auch das Christfest als Christ feiern wollte, und wenn sich gleich alle Elemente gegen das Schiff verschworen hätten.“

„Auch eine Auffassung“, brummte Sparrmann. Er kramte in einem Lederbeutel, holte eine Handvoll getrocknetes Obst heraus und bot es Georg an.

Der Junge dankte und sprach weiter: „Die Gewohnheit an das Seeleben hat die Männer gegen alle Gefahren und Widerwärtigkeiten abgehärtet, ihre Muskeln steif, aber auch ihre Nerven stumpf und ihre Gemütsart unempfindlich gemacht. Und da sie ihr eigenes Dasein so ganz sorglos hinnehmen, bringen sie für andere noch weniger Gefühl auf. Strengem Befehl unterworfen, üben sie ebenso eine tyrannische Herrschaft über

alle aus, die das Unglück haben, in ihre Gewalt zu geraten.“
„Ich habe“, wandte Sparrmann ein, „bevor ich am Kap zu euch aufs Schiff kam, unter Kaffern gelebt, und ich muß sagen, daß dein hartes Urteil auf sie nicht zutrifft. Und dabei nehmen unsere Leute doch mit Recht für sich in Anspruch, Angehörige gesitteter Nationen zu sein.“

Georg ging mit drei langen Schritten hin und her, als messe er die Kabine aus. Sodann blieb er stehen. „Innerhalb dieser großen Gemeinschaft machen sie gleichsam eine besondere Klasse von Menschen aus, die ohne Gefühl, voll Leidenschaft und rachsüchtig, zugleich aber auch tapfer, aufrichtig und treu gegeneinander sind.“

Die „Resolution“ durchkreuzte weiter die Antarktis, fand jedoch nirgends Land, sah nicht einmal die kleinsten Anzeichen davon.

Die beiden ersten Monate des Jahres 1774 gingen zwischen Eisbergen, Sturm und Schneefällen dahin. Oft stand das ganze Schiff unter Wasser. Finstere Schwermut zeigte sich auf der Stirn der Seefahrer, die wieder fast einhundert Tage kein Stückchen Land sahen.

Die eingesalzenen Speisen bekamen selbst den Matrosen nicht mehr, die schon von Jugend an zur See fuhren. Die Stunde des Essens wurde ihnen allen verhaßt. Auch der trockene Zwieback, der bisher noch mit einigem Appetit gegessen wurde, verdarb. Der Skorbut nahm überhand.

Georg bekam blaue Flecken am Körper, faules Zahnfleisch und geschwollene Beine.

Kapitän Cook verlangte von den Leuten das Letzte, bis er sich endlich Anfang März entschloß, die am Ostertag 1722 von Jakob Roggeveen entdeckte Osterinsel anzulaufen.

Graue Seeschwalben begrüßten das Schiff. Das Eiland selbst aber sah wenig einladend aus. Schwammige, eisenfarbige Felsen vulkanischen Ursprungs ragten senkrecht aus dem Meer

empor. Kaum ein grünes Fleckchen war zu erblicken. Dafür aber eine Anzahl schwärzlicher Säulen, die in verschiedenen Haufen aufrecht nebeneinanderstanden.

Cook ging in Begleitung Dr. Sparrmanns und der beiden Forsters an Land. Dort wurden sie von beinahe zweihundert Einwohnern erwartet.

Georg, der immer noch Wasser in den Beinen hatte, mußte langsam gehen und blieb mit seinem Freund ein wenig zurück. Sparrmann zeigte auf die Inselleute und sagte: „Die sehen gradeso ärmlich und trostlos aus wie ihr Eiland. Die kleinen, mageren Männer sind fast alle unbekleidet.“

„Aber man merkt das kaum. Denn die hellbraunen Körper sind von oben bis unten tätowiert“, erwiderte Georg. „Doch was hängen da für Lappen unter der sonderbaren Kopfbedeckung herunter?“ Er sah genauer hin und fuhr fort: „Jetzt sehe ich es genau, das sind die Ohrlappen. Sie reichen bis auf die Schultern, und durchlöchert sind sie auch.“

Dann schaute er sich die Frauen und Mädchen an. „Sie haben einen bunten Lendenschurz um, und ihr Gesicht ist mit rotbrauner Farbe überschmiert und mit weißem Muschelkalk bestrichen.“

Sparrmann lachte kurz auf und meinte: „Angemalt wie die feinen Damen in Paris. Sie könnten sich auch mit ihren breitkrepfigen und schön geflochtenen Hüten dort sehen lassen.“ Cook und Reinhold Forster waren bei den Eingeborenen stehen geblieben und versuchten, sich mit ihnen zu verständigen. Es gelang auch bald.

Als Georg näher kam, hörte er, daß es sich, ähnlich wie in Neuseeland und auf den Sozietätsinseln, um einen Dialekt der tahitischen Sprache handelte.

Die Besucher liefen noch tiefer ins Land hinein. Sie standen dann vor einer Mauer von viereckigen behauenen Steinen aus schwarzbrauner Lava, die, in der Mitte acht Fuß hoch, nach beiden Seiten je zehn Schritte abfiel.

„Hier haben wir eins von den geheimnisvollen Bauwerken,

über die schon der Holländer Roggeveen berichtete“, sagte Cook. „Und er hat recht, als er schrieb, daß sie älteren Ursprungs sein müßten, denn die jetzige Generation hier ist wohl kaum in der Lage, die Steine so kunstgerecht zu behauen und ineinanderzupassen.“ Er wandte sich an Reinhold Forster: „Arbeit für Sie, das alles auszumessen und festzustellen.“ Der nickte. „Die alten Bauwerke interessieren mich sehr.“ Er winkte Georg heran: „Komm!“

Sparrmann blieb bei dem Freund. „Herr Forster, gestatten Sie, daß ich behilflich bin, denn Georg ist noch recht schwach.“ Reinhold Forster sah mit gerunzelter Stirn auf seinen Sohn. Hatte er sich beklagt? Dann antwortete er kurz: „Gewiß, Doktor.“

Nach fünfzig Schritten fanden sie einen ebenen, mit viereckigen Steinen gepflasterten Platz, in dessen Mitte eine steinerne Säule stand, die einen Menschen bis zu den Hüften darstellte.

„Zwanzig Fuß hoch und fünf dick!“ schätzte Forster.

Sparrmann betrachtete die Figur kritisch. „Von Bildhauerkunst aber nicht viel vorhanden. Augen, Nase und Mund sind an dem plumpen Kopf kaum angedeutet. Nur lange Ohren scheinen auch damals Sitte gewesen zu sein.“

Georg, den Schreibblock in der Hand, schrieb Stichworte auf: „Hals unförmig und kurz, Schultern, Arme nur angedeutet. Auf dem Kopf ein hoher, runder zylindrischer Stein.“

„Fünf Fuß im Durchschnitt und in der Höhe!“ rief der Vater ihm noch zu.

„Der Aufputz gleicht dem Kopfputz ägyptischer Gottheiten“, meinte Sparrmann, „wie ich sie in Kairo sah. Er ist von einer anderen Gesteinsart als die Figur. Es scheint roter Tuff zu sein. Was meinen Sie, Herr Forster?“

Und Reinhold Forster bemerkte wohlwollend: „Ich teile Ihre Ansicht, zumal es sich um ein vulkanisches Gestein handelt. Nur, warum soll es ein Götterbild sein? Ich halte es eher für das Denkmal eines Inselbeherrschers, eines Königs, denn war-

um ist der Grund gemauert?“ Forster stieß mit dem Schaft seiner Vogelflinte auf den Stein: „Und warum ist er darunter hohl?“

„Vielleicht ein Begräbnisplatz“, schätzte Sparrmann.

„Jawohl!“ bestätigte Georg, der bereits mit einem Stock Geröll und Sand wegkratzte. „Hier scheinen Menschenknochen zu liegen.“

Als die drei die Höhe noch weiter hinaufstiegen, wobei Andreas Sparrmann den jungen Georg unterhakte, kamen die Forscher auch an eine verfallene Mauer, von der die Bildsäule hinuntergestürzt worden war. Sie setzten sich, um Georg eine Ruhepause zu gönnen.

Reinhold Forster zeigte in die Runde: „Überall Denkmäler, Begräbnisstätten. Die einstigen Inselbewohner müssen wohlhabender und kunstfertiger gewesen sein, und natürlich war auch die Erde fruchtbarer als heute. Was aber mag die Ursache gewesen sein, die eine solche Umwälzung hervorrief?“

„Das Lavagestein“, antwortete Sparrmann. „Ein Vulkan kann diese völlige Verwüstung, dies grenzenlose Elend über das Inselvolk gebracht haben.“

Als die drei auf das Schiff zurückkehrten, zeigte Cook ihnen eine schmale, etwa einen halben Fuß lange, aus dunkelbraunem Holz geschnitzte Menschenfigur mit einem schlangentartigen Gesicht. „Das habe ich am Vormittag eingetauscht.“ Georg nahm interessiert das Schnitzwerk in die Hand. „Die Holzart gibt es heute auf der Insel nicht mehr.“

Cook nickte und dachte sogleich wieder an die Armut der Leute. „Und fast keine Lebensmittel mehr. Die Bewohner haben sehr wenig zu essen. Ich konnte nur einige Körbe Süßkartoffeln und ein Dutzend Hühner eintauschen. So lehrreich der Aufenthalt für euch auch sein mag, wir müssen weiter.“

Als er merkte, wie Georg es bedauerte, das Eiland wieder verlassen zu müssen, fuhr er ernst fort: „Das Schicksal unserer Reise hängt von der Gesundheit meiner Leute ab.“

„Und wohin fahren wir jetzt?“ fragte Georg.

„Dorthin, wo wir alles finden, was wir brauchen!“

„Also nach Tahiti!“ Nun freute sich auch Georg auf die Weiterfahrt.

Aber sie mußten alle noch einen Monat warten, bevor sie die „Königin der tropischen Inseln“ zu sehen bekamen.

Georg konnte nur mühsam auf das Verdeck kriechen. Eine böse Gallenkrankheit hatte ihn schwer mitgenommen. Ohne Hilfe war er nicht imstande, das Schiff zu verlassen. Freund Sparrmann geleitete ihn in eins der Zelte, die am Ufer aufgeschlagen worden waren.

Eine junge, blumengeschmückte Tahitierin bot den beiden Äpfel zum Tausch an. Sparrmann handelte einige ein und hielt sie Georg hin. „Iß!“ sagte er, „die Früchte werden dir gut tun!“

Doch Georg schüttelte traurig den Kopf. „Dr. Patton hat es mir verboten. Ich muß mich an die Vorschrift halten.“

„Ach was!“ verführte Sparrmann den Jungen, „iß nur! Die Natur ist die beste Ärztin. So ähnlich hat bereits euer großer Arzt Paracelsus gesagt.“

Schon in den darauffolgenden Tagen fühlte sich Georg wohler. Bald vermochte er wieder seiner Beschäftigung nachzugehen: Pflanzen sammeln und einordnen, Tiere beschreiben und Vögel schießen, die er dann dem Präparator Jacopol übergab, einem Italiener, der eigens dazu für die Reise angeheuert worden war.

Nachdem Kapitän Cook den Sozietäts- und Freundschaftsinseln einen zweiten Besuch abgestattet hatte, segelte er weiter auf Entdeckungsfahrt. Er fand eine Gruppe von zehn größeren und eine Menge kleinere Inseln, die er die Neuen Hebriden nannte.

Nach weiteren drei Tagen Seefahrt stießen sie auf eine große Insel, die noch kein Europäer vor ihnen sah: Neukaledonien!

In der Nähe des Landeplatzes ließ Kapitän Cook in einen dik-

ken Baum die Inschrift einhauen: His Britannic Majesty's Ship Resolution Sept. 1774.

Von Neuseeland aus stieß die Expedition dann zum dritten Mal in das südliche Eismeer vor. Da man wieder kein Land fand, die Lebensmittel knapp wurden und die Besatzung an Skorbut zu leiden hatte, gab Cook am 1. März 1775 den Befehl, Kurs nach dem Kap der Guten Hoffnung zu nehmen.

Die Besatzung der „Resolution“ war gegen Ende dieser Reise recht bedrückt. Die letzten frischen Lebensmittel von Neuseeland, das Sauerkraut waren aufgebraucht, das Pökelfleisch ging in Fäulnis über, das Trinkwasser wurde knapp.

Schwermütig hockten die Mitreisenden auf dem Schiff. Wortkarg verrichteten die Matrosen ihre Arbeit. Die Gedanken aller gingen zurück in die Heimat. Wie mochte es den Angehörigen ergangen sein? Was mochte sich inzwischen alles ereignet haben?

Das erste Schiff, das der „Resolution“ begegnete, begrüßte sie mit einem Kanonenschuß. Die gesamte Schiffsbesatzung drängte sich an die Reling und starrte den Segler an wie ein Wunderding.

Am folgenden Morgen kam ein englisches Schiff auf sie zu. Kapitän Cook schickte einen Leutnant und Reinhold Forster hinüber, die nach Stunden mit einem fetten Schwein und einigen Gänsen zurückkamen. Die beiden konnten die Gastfreundschaft des Kapitäns nicht genug rühmen, der ihnen eine Schüssel chinesischer Wachteln und eine gebratene Gans vorsetzen ließ.

„Du kannst dir vorstellen“, erzählte Forster seinem Sohn, „mit welcher Gier wir ausgehungerten Weltumsegler über diese Köstlichkeit herfielen.“

Aber dann lagen die beiden, Forster und der Leutnant, doch krank darnieder. Sie hatten dem Magen zuviel zugemutet. Nach all der mageren und unzureichenden Kost vertrugen sie die fetten Speisen nicht. Und wieder schimpfte Reinhold Forster: „Zum Teufel mit dem ganzen Schiff!“, als er sich auf



der schmalen Bettstatt in der niedrigen Kajüte unter Schmerzen hin und her warf.

Am 22. März lief das Schiff in die Tafelbai ein. Der Gouverneur empfing Kapitän Cook und die Mitreisenden persönlich am Kai und ließ zugleich die für sie eingegangenen Briefe, Zeitungen und Nachrichten aushändigen.

Mit unbeschreiblicher Freude las Georg die Zeilen von der Mutter, von seiner kleinen Schwester so oft, daß er sie auswendig hersagen konnte. Sogleich setzte er sich an den Tisch unter dem Bullauge in der Kajüte und schrieb in sein Tagebuch: „Es ist das schönste Geschenk gewesen, das du mir gemacht hast, Wilhelmina, mein Schwesterlein, du kannst dir gar nicht vorstellen, wieviel die Briefe und der Umgang mit Europäern nach einer so langwierigen Reise dazu beitrugen, alle verhaßten Eindrücke des erlittenen Elends zu verwischen und unsere ganze Lebhaftigkeit wiederherzustellen, die so viele Umstände bisher niedergedrückt hatten.“

Am Morgen des 27. April bestiegen die Reisenden wieder das Schiff. Dr. Sparrmann, der hier auf ein schwedisches Schiff wartete, begleitete sie an die Gangway und nahm Abschied von allen Gefährten, besonders herzlich aber von Georg Forster. Er hielt dessen beide Hände und sah ihm in die Augen, dann umarmte er ihn stürmisch und wünschte eine gute Fahrt in das ferne Leben.

Als die „Resolution“ die Segel setzte, grüßte sie die Festung und die im Hafen liegenden Schiffe mit Salutschüssen, die donnernd erwidert wurden.

Am 29. Juli 1775 ging die „Resolution“ im englischen Kriegshafen Portsmouth vor Anker.

Georg Forster schrieb an diesem Tag in sein Tagebuch: „So vollenden wir, nachdem wir unzählige Gefahren und Mühseligkeiten überstanden, eine Reise, die drei Jahre und achtzehn Tage dauerte. Wir haben in diesem Zeitraum eine größere Anzahl Meilen zurückgelegt, als je ein anderes Schiff vor uns getan: indem alle unsre Kurslinien zusammengerechnet

mehr als dreimal den Umkreis unserer Erdkugel ausmachen. Der Hauptzweck unserer Reise ist erfüllt. Wir haben entschieden, daß kein festes Land in der südlichen Halbkugel innerhalb des gemäßigten Erdgürtels liegt. Wir haben sogar das Eismeer jenseits des Antarktischen Zirkels durchsucht, ohne so beträchtliche Länder anzutreffen, als man daselbst vermutet hatte. Zu gleicher Zeit haben wir die für die Wissenschaft wichtige Entdeckung gemacht, daß die Natur mitten im großen Weltmeere Eisschollen bildet, die keine Salzteilchen enthalten, sondern alle Eigenschaften des reinen und gesunden Wassers haben. In andern Jahreszeiten haben wir das stille Weltmeer innerhalb der Wendezirkel befahren und daselbst den Erdbeschreibern neue Inseln, den Naturkundigen neue Pflanzen und Vögel und den Menschenfreunden insbesondere verschiedene, noch unbekannte Abänderungen der menschlichen Natur aufgesucht.“

Wieder in London

Reinhold Forsters erster Gang in London war zur Redaktion der Zeitschrift „The Gentleman's Magazine“, der er einen ersten Bericht gab und die ihn dann als hervorragenden Wissenschaftler, der die längste Weltreise mitmachte, gebührend würdigte.

Währenddessen fuhr Georg auf schnellstem Weg in die Percystraße. Das Gepäck ließ er unten vor der Haustür stehen, rann die schmale Treppe hinauf und fiel der Mutter um den Hals. Freudentränen standen in seinen Augen. Er konnte nur brockenweise Begrüßungsworte stammeln.

Und auch Frau Justine Forster vermochte nur zu murmeln: „Mein Junge, mein Georg!“ Dann aber löste sie sich aus seinen Armen, betrachtete ihn kritisch von oben bis unten. Groß ist er geworden, dachte sie, männlich. Aber schmal ist er ge-

blieben. Die braune Farbe überdeckt nur die Blässe in seinem Gesicht.

Die Begrüßung mit den Geschwistern verlief frostig, kühl. Sie hatten sich in den Jahren dem großen Bruder entfremdet. Sie tauten erst wieder auf, als Georg das Gepäck von unten heraufholte und Geschenke aus der Südsee vor ihnen ausbreitete.

Nach Stunden kam der Vater. Wie ein aufgeplusterter Pfauhahn stolzierte er in der Wohnstube einher. Er stellte keine Fragen nach dem Ergehen seiner Angehörigen. Er redete nur von sich. „Nun haben wir die längste Zeit zwischen diesen engen Wänden gewohnt. Jetzt ist der Grundstein zu meiner Berühmtheit gelegt. Ich werde ein Honorar bekommen, ich werde die Reise beschreiben, ich werde die Funde auswerten, ich werde dem König, den Museen Geschenke zukommen lassen, ich werde...“

Frau Justine wurde immer stiller. Sie antwortete nicht. Sie überschlug in Gedanken die Summe, die sie von den vor Antritt der Reise erhaltenen zweitausend Pfund ersparte und wie lange sie nun damit noch reichen würde.

Georg fuhr mit der Rechten über seine Stirn. Ihm schwindelte vor so viel eingebildeter Größe.

Aber dann drehte sich der Vater mit einem Ruck zu ihm. „Steh nicht so kleinmütig herum!“ polterte er, „haben wir beide nicht kostbare Sammlungen mitgebracht, ebenso wertvolle Erfahrungen und umfangreiche Spezialkenntnisse auf allen Gebieten erworben? Hast du nicht neben deinen Aufzeichnungen mehr als einhundert Tuschzeichnungen angefertigt? Soll das alles nichts sein?“

Frau Justines Augen begannen zu glänzen. Mit Stolz blickte sie auf den Sohn.

Angeregt und aufgerüttelt durch das Vertrauen der Mutter, stimmte er zu: „Sie haben wohl recht, Herr Vater. Wir haben in den letzten drei Jahren ein Kapital angesammelt, das seine Zinsen tragen wird.“

Nun machten sich Vater und Sohn an die Arbeit und schrieben ein lateinisches Werk über die auf ihrer Reise neuentdeckten Pflanzen, das achtundsiebzig Kupfertafeln nach Georgs Zeichnungen enthielt. Diese wichtige wissenschaftliche Veröffentlichung brachte zwar wenig Bargewinn, doch desto mehr Anerkennung: Beide Verfasser wurden zu auswärtigen Mitgliedern der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin und der Königlichen Akademie zu Madrid gewählt, und Reinhold Forster erhielt außerdem von der Universität Oxford den juristischen Dokortitel.

Das versprochene Honorar für die Teilnahme an der Weltumseglung aber blieb aus. Als Reinhold Forster deswegen bei der Admiralität anfragte, bekam er den Bescheid, die Forderung wäre mit den erhaltenen viertausend Pfund abgegolten. Der Gekränkte fuhr auf und schimpfte über den Betrug. Georg beruhigte ihn: „Es bleibt uns doch noch die eingereichte Erzählung über die Reise mit den schönen Kupfern, die der Chef der Admiralität Lord Sandwich anfertigen ließ. Die bringt Ihnen gewiß den erhofften Gewinn.“

Aber schon einige Tage später wurde Reinhold Forster mitgeteilt, seine Lordschaft wünschte keine Erzählung, sondern eine philosophische Abhandlung. Fluchend setzte er sich hin und schrieb seine Arbeit um. Wie gewohnt, half Georg dabei. Er war es auch, der dem Vater riet, zuerst ein Teilmanuskript zur Prüfung einzureichen, das wieder von strenggläubigen und nicht zuletzt auch mißgünstigen Beurteilern verworfen wurde, weil die philosophische Auffassung des Autors zu frei wäre und den Grundsätzen der anglikanischen Kirche und des Staates widerspräche.

Wutschnaubend lief Reinhold Forster zur Admiralität. Lord Sandwich weigerte sich, ihn zu empfangen. Dem Abgewiesenen verschlug es zuerst die Sprache. Dann aber machte er sich vor den Angestellten des Amtszimmers Luft. Die Folge war: die Einziehung der Kupferplatten, das Verbot, über die Reise zu schreiben.

Als Frau Justine Forster das erfuhr, traten ihr die Tränen in die Augen. Sie wußte nicht mehr, womit sie ihre Familie ernähren sollte, denn ihre Ersparnisse waren aufgebraucht. „Was soll nun werden?“ Hilflos sah sie ihren Mann an.

Der sank auf einen Stuhl am Tisch zusammen und stützte den Kopf in die Hände. Er wußte nicht mehr aus noch ein. Das unausgeheilte Gliederreißen, das er von der Reise mitgebracht, die Aufregungen der letzten Wochen hatten ihn plötzlich mürrisch gemacht. Mühsam erhob er sich nach einer Weile und humpelte in sein Arbeitszimmer. Wortlos und mit gebeugtem Rücken.

Frau Justine wurde es unheimlich zumute. Die Stille erdrückte sie förmlich. Sie stand am Fenster und starrte in die Luft. Ihre Finger verkrampften sich. Die Dickköpfigkeit und Unbeherrschtheit ihres Mannes hatte sie alle immer wieder in Sorge und Not gestürzt. Ob er das wohl heute einmal eingesehen hatte? War er darum so still und betroffen?

Reinhold Forster fand in seinem Arbeitszimmer Georg vor, der emsig seine Zeichnungen ordnete. Der Sohn summte vor sich hin. Ein neuer Schrecken durchfuhr den Vater. Was tut der Junge? Will er uns verlassen? Recht geschähe es uns. Ich könnte ihn nicht einmal halten.

Da der Vater nicht redete, drehte sich Georg um und blickte in ein zerfallenes, zerfurchtes Gesicht. „Was ist Ihnen, Herr Vater?“ fragte er besorgt.

Ein entsagendes Kopfschütteln war die Antwort.

„Plagt Sie das Rheuma wieder? Legen Sie sich nieder! Sie müssen sich mehr Ruhe gönnen! Jetzt fängt meine Arbeit an!“

Reinhold Forster glaubte nicht recht gehört zu haben. Er hob den Kopf ein wenig. „Ich verstehe nicht?“ murmelte er leise.

Georgs Stimme klang hell, klar und zuversichtlich. „Sämtliche Lords von Großbritannien können Ihnen die Beschrei-



bung unserer Reise verbieten. Mir aber nicht! Also werde ich es tun!“

Reinhold Forsters Antlitz belebte sich im Nu. Er begriff sofort, was sein Sohn meinte. Er richtete sich auf, zog die braune Sammetweste unter dem langen, dunkelgrünen Rock zu recht und sagte in einem Ton, als gäbe er seine Einwilligung dazu: „Gut! Sehr gut, mein Sohn!“

Georg begann sogleich mit der Arbeit. Er gönnte sich keine Ruhe. Acht lange Monate. Er arbeitete wie besessen. Trotz heftiger Gallenbeschwerden, unbändiger Kopfschmerzen, starker Erkältung und bösem Durchfall, bis zum Skelett abgemagert. Doch: die Hoffnung auf das Gelingen seiner Arbeit hielt ihn aufrecht.

Die Mutter sorgte sich um ihren Sohn. Sie bat öfter, Einhalt zu tun, sich eine Ruhepause zu gönnen. „Du wirst immer elender!“ jammerte sie.

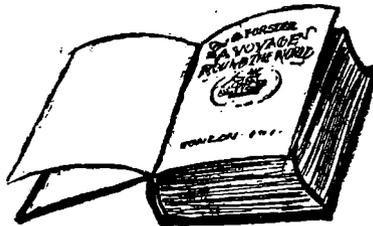
Doch Georg blickte lächelnd in das ihm zugewandte, liebevolle Gesicht und antwortete: „Ich wäre es, Frau Mutter, ohne das edle Geschenk der Hoffnung. Wo jemals eine Gottheit einen Tempel verdiente, so wäre es diese: die Hoffnung, die

sich jederzeit so wohlthätig gegen das menschliche Geschlecht erzeigt hat.“

Georg Forsters stetiges Arbeiten, immerwährendes Mühen, sein Hoffen auf Erfolg erfüllten sich. Sein erstes Buch machte ihn weltberühmt:

A voyage round the world — Eine Reise um die Welt.

Als der Zweiundzwanzigjährige dann eines Tages den Eltern stolz und bescheiden das erste Druckexemplar auf den Tisch legte, war — in einem Alter, in dem andere erst beginnen — das Ziel bereits abgesteckt. Er war befähigt, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse dem studentischen Nachwuchs zu vermitteln. Jahre später, als Bibliothekar des damaligen Kurfürsten zu Mainz, setzte er sich mit glühendem Eifer für die Sache der Freiheit ein. Er zählte zum Kreis der Republikaner, die im Rheinland das Vordringen der französischen Revolutionstruppen unterstützten. Als jedoch 1793 in dieser Auseinandersetzung die Kräfte der deutschen Reaktion obsiegten, bedeutete dies für Georg Forster den Verlust des Amtes und der Heimat. Verfemt und vereinsamt verstarb er, noch nicht vierzig Jahre alt, in der Verbannung zu Paris. Die Reife, die der Fleiß und die außergewöhnliche Leistung seiner Jugendjahre erhoffen ließen, wurde ihm nicht zuteil, und der Vater, der mit harter Hand den Jungen vorangetrieben hatte, überlebte den Sohn um vier Jahre.



Georg Forsters weiterer Lebensweg

- 1779—1784 Lehrer für Naturgeschichte am Carolinum in Kassel.
- 1784—1787 Professor für Naturwissenschaft an der polnischen Universität Wilna.
- 1785 Georg Forster heiratet in Göttingen Therese Heyne, Tochter des Philologen und Archäologen Professor Christian Gottlob Heyne. — Er erlangt an der Universität Halle die medizinische Doktorwürde.
- 1788 Bibliothekar an der Universitätsbibliothek Mainz.
- 1790 Reise mit Alexander von Humboldt vom Niederrhein durch Brabant und Holland nach England und Frankreich.
- 1792 Teilnahme an der Revolution in dem von den Franzosen besetzten Mainz.
- 1793 Vizepräsident des Rheinisch-Deutschen Nationalkonvents. — Reise als Deputierter nach Paris. — Die Einnahme von Mainz durch die Preußen macht Georg Forsters Heimkehr unmöglich.
- 1794 Am 12. Januar stirbt Georg Forster in Paris.

